Bat. Gen.
XXI
213.

Beiträge

zur

Kenntnis Madagaskars.

I.

Madagaskar und das Hovareich.

Vortrag

gehalten in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin
am 4. November 1882

von

J. AUDEBERT.

Berlin
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gossmann
1883.

BAT.


PERPUSTAKAAN NASIONAL

PERPUSTAKAAN NASIONAL R.I.
Tanggal : 23-7-2010
Nomor Induk : 10840/IN-Museum/10
BIB - ID : 9222560
ITEM ID : 21214181
Asal : Museum Pusat

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Beiträge

zur

Kenntnis Madagaskars.

I.

Madagaskar und das Hovareich.

Vortrag

gehalten in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin
am 4. November 1882

von

J. AUDEBERT.

Berlin
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gossmann
1883.

PERPUSTAKAAN NASIONAL RI
BATAVIA

Alle Rechte vorbehalten.

Während sich allmählich das Dunkel aufhellt, welches bisher über Afrika ausgebreitet lag, während es einer Reihe todesmutiger, aufopfernder Männer gelang, unsere Kenntnis dieses grofsen Weltteils fortwährend zu vermehren, dem Handel und der Wissenschaft neue Bahnen zu eröffnen, will sich seltsamer Weise über dem benachbarten Madagaskar der Nebel noch immer nicht lichten — hartnäckig wie kein anderes, hat sich dieses Land bis jetzt jeder eingehenden Forschung verschlossen.

Jahrhunderte sind vergangen, seit Frankreich die Insel in Besitz genommen hat (1642) und zu wiederholten Malen den Versuch machte, daraus eine Kolonie zu bilden; vergebens waren alle seine Bemühungen, sich dauernd festzusetzen. Es verlor alle seine Besitzungen der Reihe nach, sein Einfluſs im Lande ist heute bedeutend erloschen und die Spuren seiner Zivilisationsbestrebungen bestehen nur noch aus einigen Trümmerhaufen im Süden Madagaskars.

Nur ein kleiner Teil der grofsen Insel, die Provinz Imerina mit der Hovahauptstadt Antananarivo liegt bis jetzt klar vor unseren Blicken. Dort befindet sich die Brutstätte der gegen Frankreich gerichteten englischen Intriguen. Die Missionäre Englands haben daselbst einen grofsen Einfluſs erlangt und verfolgen rein politische Zwecke, das heiſst, indem sie scheinbar das Werk der Zivilisation und die Verbreitung des Christentums mit Eifer betreiben, gewöhnen sie das Volk der Hova an englische Sitten, an englische Denkungsart, um es auf das langsam vorzubereiten, was vielleicht in nicht allzu weiter Zeit geplant wird: an die englische Oberherrschaft. Wir werden später bei der Beschreibung der Hova sehen, wie es den Engländern gelang, dieses von Natur schlaue und mifstrauische Volk zu überlisten.

In den Schilderungen der Provinz Imerina, welche uns die Missionäre gemacht haben, finden wir viel Interessantes. Dagegen entsprechen ihre Angaben über die Zivilisation und Stärke der Hova durchaus nicht

der Wahrheit; wir sehen darin nur das ängstliche Bemühen, durch übertriebenes Geltendmachen jenes Volkes als einer starken und selbständigen Nation fremde Hilfe sowohl abzuschrecken als abzulehnen und den englischen Bestrebungen ein ungeteiltes Feld zu erhalten.

Weniger glücklich sind die Versuche der Engländer, uns über die übrigen Teile Madagaskars zu unterrichten. Man merkt hier sogleich, daſs die Hova die Gewährsmänner gewesen sind. Ganz abgesehen davon, daſs die Hova über die von ihnen nicht beherrschten Teile selbst nichts Bestimmtes wissen, da sie mit denselben in gar keinem Verkehre stehen, so ist ihrer Schlauheit doch jedenfalls soviel zuzutrauen, daſs sie den Engländern nur soviel mitteilen, als sie für ihre eigene Herrschaft für ersprieſslich halten.

Fragen wir uns nun, warum die Erforschung Madagaskars so schlechte Fortschritte macht, so stellen sich uns verschiedene Punkte entgegen, von denen wir die hauptsächlichsten einer kurzen Beleuchtung unterziehen wollen.

Eine groſse Rolle dabei spielt vor allem die schon erwähnte Eifersucht zwischen Frankreich und England. Beide lauern seit lange auf eine günstige Gelegenheit, sich Madagaskars zu bemächtigen, und suchen sich darin den Rang abzulaufen. Aus diesem Grunde hetzen sie sich die Eingeborenen beständig auf den Hals, indem sie sich gegenseitig beschuldigen, das Land rauben zu wollen.

So kommt es, daſs in jedem harmlosen Reisenden ein politischer Agent oder Spion gewittert wird, dem von den mißtrauischen Malgaschen von vornherein groſse Schwierigkeiten entgegengestellt werden. Diese gegen den Reisenden unternommenen Machinationen sind um so hemmender und unberechenbarer, als sie denselben heimlich und geräuschlos verfolgen und ihn gerade dann treffen, wenn er sie am wenigsten erwartet und gar nicht dagegen gerüstet ist.

Dann hat der Reisende in Madagaskar mit einem Klima zu kämpfen, wie es verderblicher wohl selten vorkommen mag. Dort, wo das Land bewohnbar und gesünder ist, giebt es für den Forscher nichts zu thun. Sein Weg führt durch die verpesteten, pfadlosen Sümpfe und fieberschwangeren Urwälder.

Wie verderblich diese Reisen für die Gesundheit werden, können wir erst dann vollständig würdigen, wenn wir bedenken, daſs durch die Bodengestaltung der Insel eine Anwendung von Lasttieren oder Fuhrwerk zu reiner Unmöglichkeit gehört.

Alles, was der Reisende mit sich führt, muss unter unsäglichen Schwierigkeiten auf menschlichen Schultern weitergeschleppt werden. Natürlich muss er sich da auf das Allernotwendigste beschränken, da das Fortschaffen der Munition eine wichtige Lebensfrage wird und diese nebst den Sammlungen fast alle Träger in Anspruch nimmt. — An Mitnahme von Proviant ist kaum zu denken — er muss sich den beschwerlichsten Fufsmärschen unterwerfen, kümmerlich von dem leben, was der Zufall ihm bietet, und ist oft ohne schützendes Obdach bei Nacht.

Wenn wir diese Mühen und Entbehrungen, dieses ewige Darben und Hungerleiden in Verbindung mit dem überaus ungesunden Klima uns vergegenwärtigen, so wird es uns erklärlich werden, warum Madagaskar so schwer zu erforschen ist und warum seine Erforschung bis jetzt im Verhältnis zu seiner Gröfse so riesige Opfer an Menschenleben gefordert hat, wie fast kein zweites Land der Welt sie aufzuweisen hat.

Es hat nicht an kühnen und geeigneten Männern gefehlt, welche sich die Erforschung jenes Landes zur Lebensaufgabe stellten; es boten sich ihnen aber Schwierigkeiten dar, an welchen menschlicher Wille und menschliche Kraft machtlos zerschellen. Im letzten Jahrzehnt versuchten sechs Reisende von verschiedenen Seiten in die Gebiete des Innern zu dringen. Nur einer kehrte zurück; mit genauer Not entwand er sich den Krallen des Todes, die ihn schon gefafst hielten. Die fünf anderen deckt die fremde Erde. Fieber, Mord und Gift setzten ihrem Streben nur zu bald ein Ziel. Unter ihnen waren zwei Deutsche: v. Rutenberg und Dr. Hildebrandt; ersterer wurde ermordet, letzterer, der im Betsiléolande im Februar 1881 mit mir zusammentraf, war damals schwer krank und erlag bald darauf dem Fieber in Antananarivo.

Bislang ist von deutscher Seite wenig über Madagaskar veröffentlicht worden. Ich entsinne mich nur des Büchleins von Ida Pfeiffer, der sehr interessanten Berichte des Professor Dr. Peters in Berlin, welcher während eines kurzen Aufenthaltes an der Westküste jenes Landes das Glück hatte, einige neue Tierarten daselbst zu entdecken, und schliefslich einiger Mitteilungen des Dr. Hildebrandt.

Deshalb wird es vielleicht nicht ungünstig aufgenommen werden, wenn ich in Nachstehendem einiges mitteile, was ich während eines ununterbrochenen siebenjährigen Aufenthalts daselbst beobachten konnte.

Ich bereiste Madagaskar im Dienste des Königl. Niederländischen Reichsmuseums und hatte zum Hauptzwecke die zoologische Erforschung der Insel.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Meine Beobachtungen erstrecken sich auf die Ostküste und das Innere der Insel bis zur Wasserscheide. Ich will nur mitteilen, was ich selbst sah und selbst erfuhr, weil ich das verbürgen kann. Mit Märchen und Vermutungen ist der Wissenschaft nicht gedient, sie können nur falsche Ansichten verbreiten und Verwirrung hervorrufen. Werden meine Berichte auch lückenhaft sein, da mir Sturm und Drang der Verhältnisse ein ruhiges fortgesetztes Beobachten nicht immer erlaubten, so glaube ich doch, dafs es mir vergönnt sein wird, einiges, wenn auch wenig, zu der weiteren Kenntnis dieser so merkwürdigen Insel beitragen zu können.

Die Lage Madagaskars an der Ostküste Afrikas unter 40°50′ und 48°10′ östl. Länge und 11°57′ und 25°45′ südl. Breite, sowie seine Trennung von letzterem durch den Kanal von Mozambique sind hinlänglich bekannt. — Im Norden endigt die Insel mit dem Kap Ambre und im Süden mit dem Kap St. Marie. Dieselbe hat eine Länge von über 1500 km und einen Flächeninhalt von nahezu 12000 □Meilen.

Nähert man sich Madagaskar von der Ostseite, also von Bourbon oder von Mauritius kommend zu Schiff, so erscheint die Insel gewöhnlich in dichten Nebel gehüllt, und die Umrisse derselben werden erst deutlicher, wenn man der Küste bis auf wenige Kilometer nahe gekommen ist; bei trübem Wetter verrät uns oft nur das Tosen der Wellen auf dem sich an der Ostküste hinziehenden Barrierenriff die Nähe des Landes.

Mit Recht glaube ich annehmen zu können, dafs dieses Korallenriff sich längs der ganzen Ostküste hinzieht, da überall Spuren davon sichtbar werden, wenn es auch in beinahe ununterbrochener Linie nur von Tamatave bis etwa Nossi-Kely auftritt. Die Entfernung desselben von der Küste beträgt hier gewöhnlich zwei bis sechs Kilometer. Im Norden dagegen (von Tamatave ab gerechnet) nähern sich die Barrieren mehr dem Lande und finden sich hier vorzugsweise als Begrenzung buchtenartiger Einschnitte, denen sie wirksamen Schutz gegen den Anprall der Wellen gewähren. Die den Schiffen die Einfahrt in solche Buchten erlaubenden freien Stellen befinden sich stets nach der Nordseite hin. An einzelnen Punkten der Küste nehmen die Riffe einen anderen verzweigten oder auch bankartigen Charakter an. Solche weitverzweigte Riffgruppen treffen wir am Kap Ambre, während z. B. das südlich von der Hafeneinfahrt bei Tamatave befindliche Korallengebilde sich in

PERPUSTAKAAN NASIONAL

gleichmäfsiger, geschlossener Form bankartig über dem Meeresgrund erhebt. Der sogenannten Klippenküste begegnen wir ebenfalls z. B. in der Antongilbai, bei Mananara, Fenoarivo, Mahambo, Vatomandré und Manakara; einige dieser Orte bergen auch blinde Klippen. — Auf den durch den Einflufs der Wellen zersetzten Felsmassen haben sich bei Fenoarivo, Mahambo und Manakara zahlreiche Austernbänke gebildet, auch dienen dieselben vorzüglichen Hummern und andern Seetieren zu beliebten Versteckplätzen.

Die Küste selbst erscheint uns auf der südlichen Hälfte der Insel meistens flach und sandig, aber immer über das Niveau des Meeres erhoben; dahinter liegen sumpfige Ebenen und in der Ferne werden die Umrisse höherer Gebirgszüge sichtbar. Auf der nördlichen Hälfte, etwa von Fenoarivo ab, erhebt sich die Küste bedeutend höher und erscheint hier stellenweise als sogenannte Steilküste, z. B. südlich von Mananara, in der Antongilbai u. s. w.

Die ganze Küste besteht aus aneinander gereihten halbkreisförmigen, mehr oder weniger tiefen Einschnitten, welche im Süden sich oft beinahe zu einer geraden Linie gestalten, während sie nördlicher sich mehren, gröfser werden und sich häufig zu schönen Buchten oder Häfen erweitern. Viele derselben bieten selbst den gröfsten Fahrzeugen genügend Schutz und Sicherheit gegen Sturm und Wellen, und liessen sich mit wenig Mühe zu guten Häfen umgestalten.

Es sei mir gestattet, die hauptsächlichsten Punkte anzuführen. Da die Lage derselben fast auf allen Karten falsch angegeben wird, so füge ich dieselbe so bei, wie es mir möglich war, dieselbe festzustellen, wobei ich oft mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, da es häufig an guten Instrumenten fehlte.

1. Diego Suarez, 12°17′ südl. Br. Der schönste und gröfste Hafen Madagaskars, in dem eine ganze Flotte bequem vor Anker liegen könnte. Die Einfahrt ist leicht, da Untiefen an der Farbe des Wassers erkenntlich sind. 2—16 Faden Tiefe mit sandigem Grunde.

2. Vohemare, 13°22′ südl. Br., gute Bucht.

3. Antalaha, 14°50′ „ „ offene Rhede und gefährlich; wird nur erwähnt, weil als Handelsplatz bedeutend für die Zukunft.

4. N'gonzi, 15°15′ südl. Br., besser als Antalaha.

5. Maroanzettra, 15°28′ südl. Br., liegt im Grunde der grofsen Bai von Antongil, welche im Norden vom Cap Masoala, im Süden vom Cap Bellone markiert wird. Das Fahrwasser für die Schiffe ist südlich

von den in der Bai liegenden Inseln, von denen die größte Nossi Maros oder Nossi Manga-bé ist und Maroanzettra am nächsten liegt. Selbst größere Schiffe können nahe ans Land und in die breite Flufsmündung des Tingaballe hineinfahren. Guter und sicherer Ankerplatz.

6. Mananara, 16°10′ südl. Br., ein ziemlich guter Ankerplatz, — jedoch ist das Landen unangenehm wegen des starken Wellenschlages am Strande, hat einige sichtbare und zwei blinde Klippen, von denen die größte östlich der Bucht gegenüber liegt und bei schlechtem Wetter durch die sich auf ihr brechenden Wogen erkenntlich wird. Schiffe, die von Süden kommen, halten sich zwischen ihr und der größten der sichtbaren Klippen.

7. Fenoarivo (Fenerif), 17°23′ südl. Br., Größere Schiffe liegen weit vom Lande, der dort befindlichen Landspitze gegenüber bei 40 Faden Wasser und hohem Wellengange.

8. Mavelona (Foulpoint), 17°42′ südl. Br., guter Ankerplatz mit nördlicher Einfahrt. Schiffe kommen nahe ans Land und sind durch ein langes Korallenriff vollständig geschützt.

9. Tamasina (Tamatave), 18°10′ südl. Br., eine durch ein Korallenriff vollständig geschützte Bucht mit nördlicher Einfahrt (zwischen der dort liegenden Pflaumeninsel und der Küste). Die kleine Einfahrt liegt vor der Landspitze, auf der Tamatave steht, ist aber bei Gegenwind oder schlechtem Wetter nicht zu benutzen, da sie dann schwer sichtbar und überhaupt äufserst schmal ist.

Bei Tamatave hören die eigentlichen Buchten und Häfen auf und beginnen erst bei Lokar im äufsersten Süden der Insel von neuem. Auf allen dazwischen liegenden Plätzen müssen die Schiffe aufserhalb des schützenden Korallenriffs, oft mehrere Seemeilen vom Lande ankern bei einer Tiefe von 7 bis 14 Faden und sind bei östlichen Winden der größten Gefahr ausgesetzt, an die Küste getrieben zu werden, falls sie nicht sehr starke Ketten und mehrere Anker besitzen. Der Ankerplatz ist stets möglichst nördlich zu wählen, da, wie schon erwähnt, die Riffpassagen sich nördlich befinden und deshalb die löschenden Schaluppen, wenn sie um das Riff herum fahren müfsten, schwer beladen auf der Rückfahrt gegen die stark nach Süden drängende Strömung nicht aufkommen könnten. Aus diesem Grunde ist es auch stets leicht, dem zu weit nördlich liegenden Schiffe, selbst bei Gegenwind, eine südlichere Stellung anzuweisen, während das Umgekehrte oft nicht möglich ist.

Als die für den Handel wichtigsten Plätze seien hier genannt:

10. Mahanoro . . . . . 19°50′ südl. Br.
11. Mahela . . . . . 20°55′ „ „
12. Mananzari . . . . . 21°16′ „ „
13. Manakara . . . . . 22°22′ „ „
14. Nossikely . . . . . 22°42′ „ „
15. Ambahé oder Farafangana . 22°52′ „ „
16. Vangendrano . . . . . 23°14′ „ „
17. Manambondre . . . . . 23°34′ „ „
18. Sandervinanga . . . . . 24°— „ „

Bei allen diesen Plätzen ist eine Landung an der Küste mittelst Booten des ungeheuer starken Wellenschlages wegen sehr gefährlich und meistens gar nicht möglich. Man fährt daher gewöhnlich durch die Flufsmündungen, wobei oft Barren zu überwinden sind.

Erst südlich finden wir noch drei gute Ankerplätze in:

19. St. Luce, 24°30′ südl. Br., war die erste französische Kolonie (1842).

20. Lokar, 24°50′ südl. Br.

21. Tolanghara (Fort Dauphin), 25°6′ südl. Br. Hierhin wanderten aus Gesundheitsrücksichten die Franzosen von St. Luce herüber, und die Trümmer der französischen Niederlassung sind heute noch zu erkennen. Die Bucht von Fort Dauphin gestattet den Schiffen, nahe an der Küste zu ankern und bietet, durch die Landspitze geschützt, genügende Sicherheit.

Es dürfte hier auch der Ort sein, um über die an der Ostküste vorwiegend herrschenden Windrichtungen einige Worte zu sagen: Dieselben sind nach der Jahreszeit verschieden. Vom Mai bis Mitte oder Ende Oktober herrschen starke Süd-, Südostbrisen während des Tages; während der Nacht geht der Wind gewöhnlich von Süd nach Südwesten herum. Vom November bis Ende April kommt der Wind tagsüber aus Norden, bezüglich Nordosten und geht nachts nach Nordwesten über. Letztere Brisen sind in der Regel sehr schwach und öfters von Windstillen gefolgt, worauf sie dann plötzlich wieder in heftige Böen ausarten, welche aber selten lange andauern.

Die Strömung drängt an der ganzen Ostküste nach Südwesten zu und die Flut steigt nicht über drei Fufs. Jene äufserst heftigen und verderblichen Orkane, welche Bourbon und Mauritius in der Zeit vom Dezember bis zum März alljährlich verheeren und den Untergang vieler

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Fahrzeuge herbeiführen, sind in Madagaskar zwar fühlbar, treten jedoch hier in sehr abgeschwächter Form auf.

Nachdem wir so von der Seeseite her einen Blick auf die Insel und ihre Gestade geworfen haben, setzen wir den Fuſs ans Land und halten von hier aus weitere Umschau.

Ich möchte vorschlagen, Madagaskar in drei Regionen einzutheilen und dieselben folgendermaſsen zu benennen:

1. Die Küstenregion. a) Die sumpfige Küstenregion und diejenige der Lagunen und Seen; b) die sandige und heideähnliche Küstenregion; c) die gebirgige Küstenregion.

2. Die Region des gewellten und kegelförmigen, allmählich aufsteigenden Hügellandes, teils bewaldet, teils Grasland.

3. Die hohe (innere) Gebirgsregion. Nachdem wir den schmalen Waldsaum durchschnitten haben, der sich allenthalben am Strande vorfindet, gelangen wir in das Gebiet der Sümpfe und Moräste. Diese sind auf der ganzen Ostküste vorherrschend und viele entstehen durch die in der Regenzeit aus ihren Ufern tretenden Flüsse. Die Sümpfe haben meist eine schmale längliche Gestalt, laufen parallel mit der Küste und sind durch schmale Streifen Heidelandes unter sich getrennt; ihre gröſste Ausdehnung dürfte eine Breite von zwanzig Kilometer nicht überschreiten.

Einen eigentümlichen Charakter trägt die Küste von Tamatave bis Farafangana zur Schau. Es haben sich hier infolge des immerwährenden Kampfes zwischen Süſswasser und Meer der ganzen Küste entlang Lagunen gebildet, welche, vom Meer durch einen mehr oder weniger breiten Damm getrennt, unter sich durch gröſsere Seen oder die Flüsse verbunden sind und nur selten durch trockene Landstrecken auf kurze Zeit gänzlich unterbrochen werden. Wenn als Grenze dieser Lagunenbildungen noch heute Sakaléon (20°27′) angegeben wird, so beruht dieses auf Unwissenheit; sie lassen sich ganz deutlich bis Farafangana verfolgen, bis zu welchem Orte mit verhältnismäſsig geringen Arbeiten eine für den Handel sehr wichtige Wasserstraſse hergestellt werden könnte.

Die oben erwähnten gröſseren Seen liegen hauptsächlich zwischen Tamatave und dem zwei starke Tagereisen südlicher befindlichen Andevorante. Als die hauptsächlichsten nenne ich, von Norden beginnend: Nossi-bé, Yranga, Rasoa massai, Rasoa bé; letzterer ist der gröſste und kann auf einen Umfang von mehreren Wegestunden eine

BIBLIOTECA NACIONAL

Breite von etwa 5 bis 6 km haben. Weiter südlich sind die Seen seltener und treten in gröfseren Zwischenräumen auf; ein grofser und schöner See befindet sich z. B. bei Lorano, einige Stunden nördlich von Manakara.

Sandige und heideartige gröfsere Ebenen finden sich im Süden öfters als scheinbare Unterbrechungen der Lagunen: in Wahrheit aber vermittelt die Verbindung ein schmaler, nach der zweiten Region hin zurückgedrängter Sumpfstreifen, der für Kähne schiffbar ist. Solche Ebenen sehen wir zwischen Vatomandre und Mintinandre, zwei bis drei Tagereisen nördlich von Mahanoro, ferner südlich von Sakaléon u. s. w.

Nördlich von Tamatave sind die Gebirge näher an die Küste gerückt und erstrecken sich teilweise sogar bis ins Meer. Das dazwischen und davor liegende Terrain ist oft sehr sumpfig, aber diese sumpfigen Srrecken sind ohne Zusammenhang; sie treten stellenweise von Bergen unterbrochen auf, um schliefslich von Vohemare ab einer gröfseren trockenen Ebene Platz zu machen.

Wir gelangen nun an die zweite Region, welche fast längs der ganzen Ostküste durch einen breiten Waldgürtel eingeleitet wird. Gelingt es uns, einen der höheren Punkte ausfindig zu machen und zu besteigen, so sehen wir bis in weite Fernen sich Hügel an Hügel reihen; dieselben werden immer höher und höher, und gehen schliefslich in die hohe Gebirgsregion über. Alle diese Hügel sind von mäfsigem Umfange und haben die Gestalt von Maulwurfshaufen; zuweilen ragt einer beträchtlich über seinen Nachbar hervor, zuweilen auch überraschen das Auge eigentümliche hohe castell- und domartige Felsgebilde, nur selten gewahren wir ein gröfseres Thal oder eine schiefe Ebene. Diese Region ist gröfstenteils mit Gras bedeckt, welches in der Regenzeit üppig emporschiefst und nicht selten eine Höhe von sieben Fufs erreicht, sodafs darin sich bewegende Menschen und Thiere erst sichtbar werden, wenn man unmittelbar vor denselben steht.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dafs dieses Hügelland einst aus Urwald bestand und mit der hohen Gebirgsregion vereinigt, ein ungeheueres Waldgebiet darstellte. Dafs dem so war, dafür spricht die in beiden Theilen gleichartige Vegetation: Im Norden besteht dieser ununterbrochene Wald zum Teil noch heute; im Süden finden wir überall die Spuren seiner gewaltsamen Vernichtung.

Deshalb kann ich auch dem, was über einen doppelten Waldgürtel behauptet wird, nicht beistimmen, denn da, wo wir ihn treffen, ist er

PERPUSTAKAAN NASIONAL

künstlich hervorgerufen. Die Missionäre haben bei ihren Beschreibungen Madagaskars stets nur die entwaldete Provinz Imerina vor Augen und wenden dieses Bild unrichtiger Weise auch auf das ganze Land an, da sie weiter nichts gesehen haben. Dafs es schwer und gewagt ist, nach Hörensagen Länder zu beschreiben, das beweisen die von diesen Herren in letzterer Zeit herausgegebenen Kartengebilde. Es kann auch nicht förderlich sein, dasjenige von anderen abzuschreiben, worüber man sich keine Rechenschaft geben kann und vollständig im Dunkeln schwebt. Dadurch werden nur die alten Irrthümer weitergeschleppt und neue Angrifspunkte zur Erforschung eines Landes nicht eröffnet. Ich sehe mich zu dieser Bemerkung veranlafst, weil die englischen Missionäre sich eifersüchtig die Beschreibung Madagaskars für ihre Mufsestunden reservieren zu wollen scheinen und zu diesem Zwecke den Forschern anderer Nationen das Leben so sauer als möglich zu machen suchen, worin auch besonders der englische Konsul Pakenham in Tamatave grofse Übung erlangt hat.

Die hohe Gebirgsregion wird die Höhe von zweitausend Meter erreichen und stellenweise sogar überschreiten. Sie zieht sich nicht, wie früher angenommen wurde, nur in der Richtung von Norden nach Süden hin, sondern wir treffen Gebirgszüge nach allen Richtungen, oft in chaotischem Durcheinander, wie z. B. an einzelnen Punkten des Betsiléolandes. Das Gestein besteht aus Granit und Basaltfelsen. Vulkane deuten die Art der Entstehung der Insel an, im Süden, im Mittelpunkte derselben, im Norden. Eigentümlich ist die Bevölkerung der mit Wasser gefüllten, längst erloschenen Krater in oft bedeutender Höhe mit den im Thale vorkommenden Fischarten.

Ich sah auf der Reise von Maroanzettra nach Antalaha einen solchen Berg namens Ambatomitatao, der sich durch eine merkwürdige Farbe auszeichnete. Er ist unten nämlich weifs und oben rot und liegt in der Nähe des Dorfes Andrahovolo. Leider war ich nicht im stande denselben zu besuchen. (Nach dem, was ich darüber erfahren konnte, ist er für die Eingeborenen heilig und besitzt oben ein mit Wasser gefülltes Becken, am Fufse deren zwei.)

In der hohen Gebirgsregion fand ich Eisenerze in grofser Menge, auch Glimmer und Schiefer; im übrigen ist die rote Thonerde dort vorherrschend. Abgesehen von den kahlen Felsgebilden, die keiner Vegetation Raum geben, finden wir diese Region noch überall bewaldet, wo des Menschen Hand nicht gewaltsam eingriff.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

In bezug auf die Bodenbeschaffenheit der zweiten oder hügeligen Region ist noch zu erwähnen, dafs dieselbe aus Humus und verschiedenen Thonerden besteht, worunter ich solche von grauer, blauer, roter und schwarzer Farbe sah. Quarz- und Krystallblöcke finden sich besonders im Norden daselbst sehr häufig vertreten. Im Süden macht sich eine bedeutende Abnahme der hohen Gebirgszüge gegen den 22° südl. Br. hin bemerkbar, und diese verschwinden schliefslich und machen der grofsen mit Kakteen bewachsenen Wüste im Lande der Baren Platz. Im ganzen müssen wir festhalten, dafs der nördlichere Teil Madagaskars, der bei weitem gebirgigste und waldreichste ist.

Die Pflanzenwelt am Meeresstrande unterscheidet sich bedeutend von der im Innern des Landes, obwohl es Pflanzen genug giebt, welche überall gut gedeihen. Die Küstenvegetation besteht vorherrschend aus Pandanusarten (Vacoa), Cusuarineen (Filao), Strichneen (Vontaka), dem berühmten Tanghinbaum, Sago und Kokospalmen. Letztere gedeihen jedoch fast überall und sind von den Eingebornen durch einzelne Nüsse im ganzen Lande verbreitet worden.

In der zweiten Region begegnen wir vorzüglich zwei äufserst nützlichen Bäumen, auf welche wir später zurückkommen werden, der Rafiapalme und der Ravinala; auch der Bambus gedeiht hier, besonders da, wo früher Urwald stand. Es sind dieses Stellen, welche von den Eingebornen behufs der Reis- oder anderer Pflanzungen eingeäschert wurden. Während der Bambus im Urwalde nur vereinzelt und meistens an den Ufern der Wildbäche auftritt, gelingt es dem aus der Asche emporschiefsenden und stark wachsenden Rohre, sich hier der Herrschaft zu bemächtigen und fast alle andere Vegetation zu unterdrücken. Solche Bambuswaldungen trifft man im Norden der Antongilbai und vielfach bei den Antanala, den östlichen Nachbarn der Betsiléo. Sehr schöne Orchideen finden sich in allen Regionen, vorausgesetzt, dafs die nötigen Bäume vorhanden sind, um diesen Schmarotzern Nahrung und Aufenthalt zu gewähren.

Was die den Menschen als Nahrung, man kann sagen als Hauptnahrung dienenden Pflanzen angeht, so werde ich Gelegenheit nehmen, bei der Beschreibung der einzelnen Völker darauf zurückzukommen, da diese Gewächse nirgends wild vorkommen, mithin alle eingeführt zu sein scheinen. Wohl wird von den Malgaschen diese oder jene Frucht oder Wurzel des Landes verspeist, dieses geschieht aber mehr aus Leckerei oder aus bitterer Not, wenn die Ernte fehlschlug; eine

PERPUSTAKAAN NASIONAL

eigentliche Rolle bei der Ernährung des Menschen spielt die einheimische Pflanzenwelt nicht.

Der Urwald Madagaskars trägt einen ernsten und fast düstern Charakter. Die allgemeine Färbung ist ein dunkles Grün, und im Innern herrscht eine tiefe Dämmerung, da die Sonne nicht durch das dichte Blätterwerk zu dringen vermag. Die meisten Bäume haben erst an ihrer Spitze Äste, welche zugleich die Krone bilden. Indessen sind die Zwischenräume durch allerlei Schlingpflanzen, Stachelgewächse und Farren ausgefüllt, so dafs Wanderungen im Urwalde sehr beschwerlich sind.

Wir treffen hier eine Menge hartholziger Bäume, welche ausgezeichnetes Holz liefern, z. B. Mahagoni, Rosenholz, Ebenholz. Palmen sind sehr zahlreich vertreten. Hier wächst auch die Schlingpflanze, welche den Kautschuk liefert. Obwohl es nicht an farbenprächtigen blühenden Bäumen und Gesträuchen fehlt, oder an solchen, welche leuchtende gelbe oder rote Blätter tragen, so kommt dieser Glanz doch inmitten des Urwaldes nicht recht zur Geltung, da in dem dichten Gewirre die schönsten Pflanzen weniger sichtbar sind und oft durch stürzende tote Waldriesen ganz überdeckt werden.

Das Bild der Verwesung und des Todes, welches uns hier auf jedem Schritte entgegentritt, läfst das Leben nicht so frisch und kräftig hervortreten; die toten Äste der abgestorbenen Bäume starren allenthalben zwischen ihren lebendigen Brüdern hervor, so dafs wir den in voller Kraft und Frische stehenden Baum kaum in seinen Umrissen erkennen können und kein rechtes Bild von seiner Schönheit erhalten. Da die Natur der Pflanzen mit Rücksicht auf die Ernährung der zahlreichen Waldbewohner eine verschiedene ist, so kann der Urwald niemals das einheitliche Gepräge frischen Lebens und sprossender Kraft tragen. Mancher Baum steht kahl und traurig da, während sein Nachbar frisch blüht oder Früchte trägt, kurz gesagt, während für den einen der Frühling kommt, ist für den andern Winter. Wenn auch nicht alle Bäume ihre Blätter verlieren, so giebt es doch für alle eine Zeit des Stillstandes oder der Ruhe, und dann sehen sie immer matt und unschön aus. Mancher, der den Urwald zum erstenmale erblickt, mag sich enttäuscht fühlen beim Anblick dieses Chaos von Tod und Leben, wo das Lebende in enger Umarmung mit dem Sterbenden ringt; sind aber die falschen Vorstellungen erst überwunden, so bleibt auch für ihn der Urwald stets ein mächtig ergreifendes Bild des grofsartigen Schaffens ewiger Naturkraft.

Ich will die Gebirge nicht verlassen, ohne der häufig in denselben vorkommenden heifsen Quellen zu erwähnen, denen vielleicht für die Zukunft eine gröfsere Bedeutung zugedacht ist. Das Wasser der von mir im Betsiléolande bei Ranomafano angetroffenen Quellen war eisen- und schwefelhaltig, wurde von den Menschen gegen Hautausschläge benutzt und hatte eine Temperatur von 68° Réaumur. Westlich hinter der hohen Gebirgsregion finden sich etwas tiefer liegende grofse Ebenen, welche man füglich mit dem Namen Hochmoore bezeichnen könnte, da sie sehr sumpfig und wasserreich sind und auch grofse Seen besitzen, wie z. B. der Nossi-Vola in Antsianaka.

Der Leser wird schon vermutet haben, dafs wir uns mit Ersteigung jener Höhen an der Wasserscheide befinden.

Es giebt wenig Länder, welche von der Natur so bewässert werden, wie Madagaskar, trotzdem besitzt das Land nur ein unvollständig entwickeltes Flufssystem.

Die Entstehungspunkte der einzelnen Flüsse lassen sich nur selten mit Sicherheit nachweisen. Auf der Höhe des Gebirges folgen Quellen und Regenwasser den natürlichen Senkungen des Bodens oder Gesteins nach der Tiefe zu. Diese vereinzelten Zuflüsse gelangen so allmählich in den Schluchten zur Vereinigung und bilden die nunmehr sichtbaren Anfänge der Flüsse. Mit reichem Zufluís von rechts und links gespeist, wächst das Bächlein stetig stürzt lustig über steile Felsabhänge und durch dichten Urwald. Oft wird es in der zweiten Region, falls die Bodengestaltung ihm ein Durchwinden zwischen den Hügeln gestattet, sich schon zum gröfseren Flusse entwickeln, meistens geschieht dieses erst 20 bis 30 km vor seiner Mündung, wenn die Küstenebenen ein beliebiges Ausbreiten gestatten. Ober-, Mittel- und Unterlauf treten selten scharf gesondert hervor, dagegen unterscheiden sich Ober- und Mittellauf wesentlich vom Unterlauf. Manche Flüsse haben auch ihre Quellen in den in der Küstenregion liegenden Sümpfen und ihr Lauf ist nur von kurzer Dauer.

Trotzdem besitzt Madagaskar an seiner Ostküste immerhin eine gröfsere Anzahl Flüsse, deren Lauf sich von der Hochregion aus deutlich verfolgen läfst und welche über gewaltige Wassermassen verfügen. Leider beginnen aber bei den meisten schon in einer Entfernung von 12—20, bei anderen von 80—100 km von der Küste die Wasserfälle, so dafs sie für die Schiffahrt, wenigstens für gröfsere Fahrzeuge, von geringer Bedeutung sind. Die Wasserfälle vermehren sich nach

den Bergen zu, und es giebt deren von sehr bedeutender Höhe und Breite.

Die Farbe des Wassers ist sehr verschieden, gewöhnlich rötlich, schwärzlich oder weifslich, je nach der Bodenbeschaffenheit, welche auf dieselbe einwirkt. Viele Flüsse tragen bei den Eingeborenen ihre Namen nach der Farbe ihrer Wellen, z. B. Rano mena rotes Wasser, Rano fotsy weifses Wasser, Rano mainti schwarzes Wasser. Einige wechseln in ihrem Laufe die Farbe zu verschiedenen Malen und tragen defshalb bei den Malgaschen auch verschiedene Namen. Ich habe daher, um die Auffindung der Flüsse zu erleichtern, soviel als möglich bei der Aufzählung derselben die Namen der Orte, an denen sie liegen, zur Grundlage genommen.

In der trockenen Jahreszeit schrumpfen alle Flüsse zusammen. Die Folge davon ist, dass sie im Kampfe mit dem Meere an ihren Mündungen den kürzeren ziehen und sich daselbst starke Sandbarren anhäufen, welche bei vielen die Mündung schliefslich ganz verstopfen. Dann strömen die so gestauten Fluten über das umliegende Land (s. Lagunenbildung), bis es mit Eintritt der Regenzeit dem nun mächtig anschwellenden Strome gelingt, die Barre zu durchbrechen und sich wieder ins Meer zu ergiefsen. Die Zahl der Flüsse, deren Mündung das ganze Jahr hindurch offen steht, ist eine geringe.

Einige wenige ergiefsen sich voll und breit ins Meer, die Mehrzahl schwenkt, an der Küste angekommen, und verliert sich dann in die umliegenden Lagunen, Seen oder Sümpfe, während nur ein schmaler, fast im rechten Winkel vom schwenkenden Flusse abstehender Zweig von gewöhnlich 50—100 m Länge ihre Mündung bildet und ins Meer fliefst.

Deltabildungen finden sich zeitweilig, besonders während der Regenzeit, verschwinden aber öfter wieder durch Austrocknen des einen Armes. Die meisten Flüsse sind reich an Sandbänken und Inseln, auch markieren sie noch auf weite Entfernung von der Küste Ebbe und Flut. Alle Flüsse drängen nach Süden. Im Laufe der sieben Jahre, welche ich in Madagaskar zugebracht habe, fand ich den Lauf derselben vielfachen Veränderungen ausgesetzt und die Flufsmündungen in dieser Zeit oft um fast einen Kilometer nach Süden verlegt.

Da ich der einzige Reisende sein dürfte, dem es geglückt ist, beinahe sämtliche Flüsse der Ostküste Madagaskars zu überschreiten, teils an ihrer Mündung, teils im Innern, so füge ich nachstehendes Ver-

zeichnis derselben bei. Ich nenne darin nur die gröfseren Flüsse. Es ist leicht möglich, dafs bei der grofsen Ausdehnung der zu durchreisenden Strecke, wobei ich ohne jegliche Unterstützung ganz nur auf mich angewiesen war und mit den widrigsten Umständen zu kämpfen hatte, einige kleine Irrthümer vorgekommen sein können, deren Berichtigung mit der Zeit dann möglich werden dürfte — im ganzen aber wird das Verzeichnis richtig sein.

Man wird sich die Bewässerung der Ostküste Madagakars am besten vorstellen können und ein annähernd richtiges Bild davon erhalten, wenn man die Zahl der aufgeführten Flüsse in die Länge der Insel dividiert, wobei noch erwähnt sei, dafs im Norden die Flüsse wenigstens doppelt so häufig sind als im Süden — von Tamatave ab gerechnet.

Flüsse von St. Luce (Mangafiafa) bis nach Mananzari:

1. Manambato.
2. Fotaka.
3. Sandervinanga.
4. Manambondre.
5. Massianaka.
6. Vangendrano (Benoremo oder Mananghara).
7. Manambato Farafangana.
8. Manampato Farafangana.
9. Matatanana.
10. Manakara.
11. Manangana.
12. Lorano.
13. Faron.
14. Namor.
15. Mananzari (Masindrano).

Flüsse von Mananzari nach Tamatave:

16. Mahela.
17. Fanantara.
18. Unleserlich, da das Manuskript schadhaft und vermodert infolge der beständigen Regengüsse, wahrscheinlich Fanivelona.
19. Sakaléona.
20. Masomelaka.
21. Ranotsara.
22. Mangoro (Ambodéhara).
23. Mahanoro.
24. Marosika.
25. Mintinandre.
26. Vatomandre.
27. Andevorante (Jaroka).
28. Ivondro.

Flüsse von Tamatave nach Mananara am Eingang der Bai von Antongil:

29. Vidotra (Volina).
30. Ifontsy.
31. Namandrano.
32. Aon-ibe.
33. Tan-nifarana.
34. Siritra.
35. Voaibé.
36. Manigori.
37. Marimbona.
38. Somianina.
39. Fandrarasina.
40. Manompana.

41. Anové.
42. Manambato.
43. Vohibé.
44. Mananara.

Flüsse von Mananara bis Maroanzettra (südliche Hälfte der Antongil-Bai):

45. Aniribé.
46. Fahambahy.
47. Manambolosy.
48. Tanzo.
49. Fananehana.
50. Anotratro.

Flüsse von Maroanzettra bis Antalaha (quer durch die Gebirge). Ich nenne alle Flüsse, da ich sie mit Ausnahme der vier ersten weit von ihrer Mündung überschritt.

51. Tingaballe (Maroanzettra).
52. Andranofotsy.
53. Haraka.
54. Malewo u. Fohizona. Dieser Flufs ist am ersten Marschtage 22 mal zu überschreiten.
55. Sahafihitra, wird 11 mal überschritten.
56. Marovango wird 15 mal überschritten.
57. Tetezambato.
58. Ankavia.
59. Antsahanandiana.
60. Antalaha.

Flüsse von Antalaha bis Diego Suarez. Ich nenne alle Flüsse von einiger Gröfse, da niemand von mir die Tour gemacht hat und ich viele derselben oberhalb der Mündung überschritt.

61. Mananara.
62. Ampahana.
63. Sahana.
64. Andimpona.
65. Fanambana.
66. Lokohy.
67. Sambava.
68. Bemarivo.
69. Pasimbato.
70. Manangara.
71. Ambahobé.
72. Fanambana.
73. Manambery.
74. Manambato (bei Vohemare).
75. Andrassy.
76. Manankola.
77. Louky
78. Rodo } auch als Hafen erwähnenswert.
79. Ambavarano
80. Atamboko } münden in die Bai von Diego Suarez.
81. Matoro

Es würde die Grenzen dieser Arbeit weit überschreiten, wollte ich auf die geographische Lage und den eigentümlichen Charakter der einzelnen Flüsse eingehen.

Ich bereiste Madagaskar zudem, wie schon erwähnt, nicht als Geograph, sondern für die zoologische Wissenschaft und wenn ich nichtsdestoweniger die übrigen Wissenschaften nicht ganz vernachlässigt habe,

PERPUSTAKAAN NASIONAL

so geschah es mit Aufopferung auch der nötigsten Ruhe und Erholung, weil ich es für die Pflicht eines gebildeten Menschen halte, alles zu beobachten, soweit seine Kräfte und die ihm gewöhnlich kärglich genug zugemessenen Geldmittel es erlauben.

Da ich weiter oben schon die geographische Lage der bedeutendsten Seeplätze angegeben habe, so ist dieselbe natürlich auch für die nach denselben benannten und unmittelbar neben ihnen liegenden Flüsse maßgebend. Mit Zuhilfenahme dieser Hauptpunkte läßt sich die Lage der dazwischenfallenden Gewässer annähernd feststellen, durch deren Aufzählung jedenfalls künftigen Forschern auf diesem Gebiete eine Basis geboten sein soll, auf welcher sie weiterbauen können.

Was die Größe der Flüsse Madagaskars anbelangt, so können die mächtigsten unter ihnen die Breite des Rheins bei Bingen in ihrem untern Laufe erreichen. Der Tiefgang ist sehr verschieden, ungleichmäßig verteilt und beständigem Wechsel unterworfen. Im untern Laufe wird man selten mehr als 2—3 Faden Wasser finden, während im mittlern Laufe, einzelne tiefe Stellen abgerechnet, die Hälfte obiger Tiefen, also $1^1/_2$ Faden, die Regel bilden dürfte.

Es erübrigt mir etwas über das Klima der Insel zu sagen. Madagaskar hat wie alle Tropenländer zwei Jahreszeiten. Der Übergang derselben findet nicht wie in Europa allmählich, sondern fast plötzlich statt. Man müsste sie in Sommer und Winter einteilen.

Der Sommer, die Zeit der Blüte, des Wachstums und der Fruchtentwicklung, beginnt im nördlichen Madagaskar gegen November und dauert bis Ende April. Der Winter, die Zeit der Ruhe und Erholung, fällt in die Zeit vom Mai bis Ende Oktober. In dem südlichen Teile Madagaskars jedoch treten die Jahreszeiten etwa einen Monat später ein.

Die Temperatur an der Küste ist während des ganzen Jahres eine wesentlich höhere, als die des Innern, dagegen herrscht in den Hochmooren, z. B. in Antsianaka, dieselbe Wärmeentfaltung wie an der Küste, womöglich ist es dort noch heißer.

Die von mir beobachteten Temperaturgrade sind folgende:

Sommer:

An der Küste:			Im Innern:		
M. 6.	Mittag 11—12.	Ab. 6.	M. 6.	Mittag 11—12.	Ab. 6.
19° R.	40° R.	21° R.	16° R.	25—35° R.	17° R.

Winter:

An der Küste:			Im Innern:		
M. 6.	Mittag 11-12.	Ab. 6.	M. 6.	Mittag 11—12.	Ab. 6.
15-16° R.	25-30° R.	16-17° R.	8-12° R.	18-22° R.	10-14° R.

Aus dieser kleinen Tabelle ist eine grofse Schwankung der Grade ersichtlich, welche natürlich durch die mehr östliche oder westliche Lage der betreffenden Punkte sich erklärt, an denen gemessen wurde.

Madagaskar ist im wahren Sinne des Wortes das Land der Nebel. Es giebt selten einen Tag, an dem die höheren Gebirge davon vollständig frei sind. Die Feuchtigkeit ist so grofs, dafs Waffen und Geräte von Eisen schon an einem Tage sich mit einer dicken Rostschicht überziehen und die Kleidungsstücke in wenig Zeit mit Schimmelbildungen überwuchert sind.

In der kalten Jahreszeit fällt sehr wenig Regen, jedoch sind die feuchten Niederschläge so stark, dafs sie denselben beinahe ersetzen. Der Sommer dagegen ist zugleich die Zeit des Regens, der Überschwemmungen und Gewitter. Letztere treten im Norden gewöhnlich im Januar, im Süden Anfang März mit furchtbarer Heftigkeit und an zwei bis drei Stellen zugleich auf. Die Dauer derselben ist verschieden, manchmal donnert und kracht es jeden Tag während eines ganzen Monats. Die Gewitter kommen in der Regel von der Landseite; ich beobachtete, dafs Gewitter, welche im Innern gegen 3—4 Uhr zu toben beginnen, gewöhnlich zwischen 6—7 Uhr sich an der Küste entladen. Die angegebene Zeit ist die gewöhnliche, in welcher die Gewitter aufzutreten pflegen, jedoch hat man sie zuweilen an allen Tagesstunden. Es würde vergeblich sein, eine Beschreibung des malgassischen Platzregens zu geben; unsere stärksten Regengüsse können nicht damit verglichen werden. Es gieſst förmlich vom Himmel herunter. Im Jahre 1876 während meines Aufenthalts in Fenoarivo regnete es 21 Tage ohne Unterbrechung Tag und Nacht und die Sonne erschien während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal am Himmel.

Die Folgen dieser fortgesetzten Regengüsse sind natürlich grofsartige Überschwemmungen, welche sich über das ganze Küstengebiet ergieſsen. Dieselben treten oft so rasch ein, dafs die Bewohner während des Schlafes mit ihren Hütten fortgerissen werden und in den Wellen umkommen. Besonders häufig verunglücken die in den Niederungen weidenden grofsen Rinderherden, deren Kadaver man späterhin überall angeschwemmt findet.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, dafs durch die massenhaften Ansammlungen von verwesenden Tier- und Pflanzenstoffen, sowie von stehenden Gewässern, auf welche die Sonne unbarmherzig niederbrennt, die Entwickelung schädlicher Gase sehr befördert und die Küstenumgebung, wo sie den Winden weniger ausgesetzt ist, zu einer wahren Pestgrube gemacht wird. Jedoch wäre es ein Irrtum zu glauben, dafs die Malariafieber, wie vielfach behauptet wird, nur an die Küste gebunden sind, denn der Urwald mit seinen fauligen und moderigen Dünsten ist ebenfalls eine Brutstätte der bösen Krankheit. Die Küste hat an vielen Orten sogar das voraus, dafs sie von den verschiedenen Seebrisen bestrichen und gereinigt wird.

Fieberfrei kann eigentlich nur jener steinige oder grasbewachsene Teil der Hochregion genannt werden, wo überhaupt keine schädlichen Ausdünstungen möglich sind, wie z. B. bei Antananarivo. Während für den frisch einwandernden Europäer die Zeit des Winters (also vom Mai bis November) als die günstigste sich erwiesen hat, befindet sich der schon akklimatisierte Weifse in der warmen Jahreszeit besser, da er in der kalten beständige Unbehaglichkeit empfindet, fröstelt und an Rheumatismus leidet.

Was ich hier sage, hat nur Bezug auf diejenigen Bewohner, welche an einer günstig gelegenen Stelle sich sozusagen ein Heim gegründet haben und mit allen notwendigen Bequemlichkeiten und Existenzmitteln versehen sind; zu diesen gehören in erster Linie die Missionäre und ein Teil der Kaufleute. Diesen wird das Klima, da sie sich wohlweislich auf der trockenen Hochregion oder auf landzungenähnlichen, den Seewinden zugänglichen Küstenpunkten niederlassen, weniger gefährlich; wenn trotzdem viele Einwanderer zu Grunde gehen, so hat das verschiedene andere Ursachen.

Anders verhält es sich mit dem Forschungsreisenden, der seinem Berufe treu ist. Er mufs durch dick und dünn ohne Rücksicht auf die Annehmlichkeiten des Lebens, weil für ihn die unbekanntesten und unzugänglichsten Gebiete das Land der Verheifsung sind. In ähnlicher Lage sind oft die hausierenden Kleinhändler und die Plantagenbauern bei der Urbarmachung verpesteter Landstrecken. Von allen diesen Leuten fallen dem Klima wenigstens 80 Prozent zum Opfer. Der Rat, den viele Ärzte den Auswanderern geben, sich in der Lebensweise nach den Eingebornen zu richten, wäre für Madagaskar geradezu ein unsinniger und würde die Leute nach kurzer Zeit in den Tod jagen.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Europäer können bei der Nahrung der Eingebornen nicht bestehen, selbst europäische Hunde können es nicht einmal. Alle Einwanderer müssen möglichst gut und kräftig leben und besonders durch grofse Abwechselung in den Gerichten sich die Efslust rege zu halten suchen, da letztere nur zu leicht bei der bald eintretenden Erschlaffung der Verdauungsorgane verloren geht. Ein Glas Rotwein wird stets die besten Dienste leisten, wenn es nur irgendwie zu haben ist, was allerdings selten gelingt, wenn man nicht gerade in Tamatave wohnt.

Nach meinen Beobachtungen ertragen alle sich gut, fast zu gut nährenden Personen, und dazu sind die Franzosen vor allen Dingen zu rechnen, das Klima bedeutend besser als diejenigen, welche Entbehrungen ausgesetzt sind oder auf Kosten ihres Lebens ihre Börse schonen wollen. Ebenso schlecht ergeht es denjenigen, welche durch Schnaps oder ähnliche Gifte die mangelhafte Nahrung zu ersetzen glauben.

Wer einmal das Fieber im Körper sitzen hat, wird es sobald nicht wieder los; selbst nach Europa zurückgekehrt wird er bei jeder grofsen körperlichen oder geistigen Anstrengung noch nach Jahren daran leiden.

Gewöhnlich kündigt sich dieser böse Gast durch auffallende Schlafsucht, allgemeine Schlaffheit, Kopf- und Rückenschmerzen und Übelkeit an. Dieser Zustand dauert oft einige Tage. Dann pflegt sich heftiges Erbrechen einzustellen, starker Frost schüttelt den Kranken, sodafs die Zähne hörbar klappern, worauf sich der Körper erhitzt, vermehrter Pulsschlag und Delirium eintritt. Letzteres steigert sich oft bis zur vollständigsten Geistesverwirrung, und die heftigsten Krampfanfälle bemächtigen sich des Darniederliegenden. Hier ist die Grenze zwischen Leben und Tod, und wem die Natur nicht eiserne Kräfte verlieh, der geht hinüber. Tritt dagegen starker Schweifs ein, beruhigt sich der Kranke und schläft ein, so kann er als gerettet betrachtet werden.

Es ist geboten, sobald sich Erbrechen einstellt, demselben durch Reichen eines Brechmittels Einhalt zu thun. Man gebe hierauf dem Kranken solange lauwarmes Wasser zu trinken, bis er dasselbe in klarem Zustande d. h. nicht mehr mit Galle vermischt von sich giebt. Ist der Kopf stark eingenommen, so legt man einen Senfteig auf beide Waden. Ist der Kranke dann nach einigen Stunden fieberfrei, so nimmt er täglich $^1/_2$ bis 1 Gramm Chinin und fährt damit solange fort, bis kein Anfall mehr eintritt, was gewöhnlich nach 2 bis 3 Tagen der Fall ist. Hierauf folgen einige leichte Purgiermittel, welche sehr wohlthätig wirken. Es ist darauf zu achten, dafs das Chinin baldigst nach dem

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Anfalle und mithin möglichst lange vor der zu erwarteten Rückkehr des Fiebers genommen wird. Da die Behandlung des Fiebers im übrigen eine sehr verschiedene ist, so habe ich diese Art, dasselbe zu bekämpfen, hier mitgeteilt, weil ich dadurch an mir und an anderen, welche sich mir anvertrauten, die günstigsten Resultate erzielte.

Die Fieberanfälle wiederholen sich fast alle Monate, oft alle vierzehn Tage. Der davon Behaftete erhält schliefslich durch die ungeheure Ausdehnung der Milz einen Schmerbauch und leidet an Atmungsbeschwerden. Er wird immer schwächer, verdaut nichts mehr, sondern erbricht alles, Nasen- und Ohrenbluten stellen sich ein, die Beine schwellen an, und wenn es ihm dann nicht gelingt, sich schleunigst einzuschiffen, so stirbt er an gänzlicher Kraftlosigkeit. In einem solchen Zustande befand auch ich mich, als es mir gelang, durch die Vermittelung des amerikanischen Konsuls Oberst W. W. Robinson Passage an Bord eines eben einlaufenden deutschen Segelschiffes zu erhalten.

Bei Personen, welche nie in die Sümpfe gehen, sich ängstlich vor den Sonnenstrahlen schützen und deren gröfste Sorge es ist, gut zu leben, tritt das Fieber viel milder auf. Sie empfinden gewöhnlich nur beim Wechsel der Jahreszeit Müdigkeit, Frösteln und Unbehagen und haben wenig Efslust. Einige Purgiermittel helfen ihnen gewöhnlich wieder auf. Dagegen sah ich solche Personen bei gröfsern Ausflügen häufig dem ersten starken Fieberangriff rettungslos erliegen.

Die Eingebornen Madagaskars sind dem Fieber gleichfalls unterworfen. Es tritt bei ihnen aber nur dann auf, wenn sie ihren Wohnsitz verändern. Besonders ist dieses bei den Antananarivo und seine Umgegend bewohnenden Völkern der Fall, von denen viele zu Grunde gehen, wenn sie gezwungen sind, an der Küste zu leben. Epidemisch, wie z. B. in Mauritius und Bourbon, tritt das Fieber in Madagaskar niemals auf; die einzige Krankheit, welche dieses thut, ist die Pockenkrankheit, welche mit Vorliebe die Küstengegenden heimsucht und unter den Malgaschen ganz entsetzliche, nach Tausenden zählende Verwüstungen anrichtet.

Ich wende mich nun zu den Bewohnern Madagaskars und zwar hauptsächlich zu jenem Volke, welches in der Kultur am weitesten vorgeschritten ist und in letzter Zeit die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat durch Entsendung einer Gesandtschaft nach Frankreich. Es ist das Hovavolk.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war das Volk der

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Hova den Europäern fast unbekannt. Es drangen nur zu den an der Küste verkehrenden Schiffen Gerüchte herüber, dafs im Zentrum der Insel ein Volksstamm wohne, welcher sich äufserlich von den übrigen Malgaschen durch hellere Hautfarbe und straffes Haar unterscheide.

Dieses Volk zeigte eine sehr grofse Begabung für den Handel, auch waren die Männer als tüchtige Schmiede und die Weiber als geschickte Weberinnen bekannt; im übrigen lebte es von Viehzucht und Ackerbau und war den umliegenden Stämmen tributpflichtig. Diese nannten die Hova nicht anders als amboa-lambo (Hundschwein, oder verdeutscht Schweinhund) und verachteten dieselben als unrein. Der Abscheu gegen die Hova war damals so grofs, dafs man denselben nicht gestattete, die Hütte eines Malgaschen zu betreten; sie mufsten, besuchten sie des Handels wegen die Dörfer ihrer Nachbarn, in abseits gelegenen, besonders dafür bestimmten Hütten hausen und wurden von besonderen Sklaven bedient; berührten sie aber zufällig ein Gerät oder das Kleid eines Malgaschen, so wurde dasselbe ängstlich gereinigt und abgewaschen. Die Ursache zu diesem so offen an den Tag gelegten Abscheu konnte nur die persönliche Unreinlichkeit der Hova sein, denn im übrigen herrscht keine allzugrofse Verschiedenheit der Sitten, auch sind die Hova, wie alle Malgaschen, der Beschneidung unterworfen. Die Malgaschen nämlich verrichten ihre Waschungen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, sind überhaupt dem Vergnügen des Badens ganz leidenschaftlich ergeben, wogegen der Hova, in dem rauhern Klima und den wasserärmeren Bergen des Innern aufgewachsen, das kalte Wasser seiner heimatlichen Quellen und Gebirgsflüsse scheut und infolge dessen den andern Bewohnern der Insel an Reinlichkeit bedeutend nachsteht. Ohne jeden politischen Einfluſs, waren die Hova jener Zeit der Willkür der benachbarten einheimischen Fürsten preisgegeben, wurden von denselben nach Belieben gemifshandelt und gezehntet, mit einem Worte, sie waren ein armes unterdrücktes Geschlecht ohne Lebensmut und ohne Bedeutung.

Anders gestaltete sich die Sache im Anfang dieses Jahrhunderts. Ein Hovahäuptling mit Namen Andrianampoin, ein Mann von grofsen Fähigkeiten und eiserner Energie, vereinigte zum erstenmal das zerstreut lebende Volk unter einem Befehl und an der Spitze seiner Männer wagte er es seinen Bedrückern nicht allein den Zehnten zu verweigern, sondern nach heftigem aber glücklichem Kampfe unterwarf er mehrere derselben, machte sie seinerseits tributpflichtig und vergröfserte das

Gebiet seines Stammes bedeutend. Von diesem Augenblick an gab es ein Hovareich; aus jenen Tagen her ist uns die Geschichte desselben erhalten, und es ist uns daher möglich, derselben von hier ab nunmehr zu folgen.

Die Frage aber, wie, wann und woher die Hova nach Madagaskar kamen ist bis jetzt eine ungelöste. Vielfache Vermutungen wurden darüber aufgestellt. Von einer Seite wird behauptet, sie seien durch Sturm oder sonstigen Zufall nach Madagaskar verschlagene malaische Seeräuber gewesen, welche, vor dem ungesunden Klima der Küste flüchtend, sich später im Innern ansiedelten; anderseits aber wird Madagaskar selbst als der Ausgangspunkt der malaischen Rasse überhaupt betrachtet. Werden wir auch durch das Studium der Fauna der Insel auf asiatisch-malgassische Beziehungen aufmerksam gemacht, so fehlt uns doch anthropologisch jeder Anhalt für obige Behauptung. Noch im Jahre 1642, um welche Zeit uns einigermafsen zuverläfsige Nachrichten aus Madagaskar zukamen, war das Volk der Hova dort ganz unbekannt, es findet sich nicht die mindeste Spur einer mündlichen Überlieferung, welche auf ein Dasein derselben zu schliefsen erlaubt, wogegen die damals dort vorhandenen Stämme auch jetzt noch bestehen und bis auf den heutigen Tag fast ganz unverändert geblieben sind. Es sei mir gestattet die Vermutung zu äufsern, dafs man im ersten Eifer bei der Entdeckung besagter Annäherung der Fauna Madagaskars an die indische zu weit gegangen ist, zeigt doch die Insel auch echt afrikanische Arten; ich erwähne nur beispielshalber der Numida etc. Es ist in der Geschichte der Hova nicht der geringste Anhalt vorhanden, welcher uns berechtigt anzunehmen, dafs sie einst Madagaskar beherrschten, und das mufsten sie, wenn sie daher stammen sollen; die geschichtliche Tradition der Malgaschen dagegen reicht schon mehrere Jahrhunderte zurück. In ihr wird wohl der Araber und afrikanischen Neger Erwähnung gethan, von den Malaien jedoch erzählt sie nirgends. Auch die Behauptung, die Sprache Madagaskars sei malaischen Ursprungs, kann ich für stichhaltig zu erklären mich nicht entschliefsen. Diejenigen Einwohner der Insel, welche mit den Hova nicht in Berührung kommen, sprechen eine ganz andere Sprache; wir finden darin auch mitunter arabische und afrikanische Ausdrücke, wie denn auch in ganz Süd-Madagaskar die arabischen Schriftzeichen die gebräuchlichen sind. Nur da, wo die Hova herrschen und wo sich deren Sprache mit der der übrigen Einwohner vermischt hat, wurde aus dieser Paarung ein Dialekt geboren, welcher allerdings Anklänge an die malaische Sprache hat.

Der Malgasche fühlt sich als Kind seiner Insel, als Herr seines Landes, der Hova betrachtet sich selbst als Eindringling, als Fremdling. Die Feindschaft zwischen beiden ist eine unerbittliche, eine Versöhnung unmöglich. Während die wilden Völkerstämme unter sich ihre gegenseitigen Grenzen anerkennen und achten, hat der Hova kein eignes Gebiet, keine Heimat, denn wo er herrscht mufsten andere weichen. Wäre auch nur die geringste Hoffnung auf Erfolg vorhanden, ganz Madagaskar wäre bereit, das fremde Joch abzuschütteln, und würde geeint gegen die Unterdrücker stehen. Vielleicht bleibt's der spätern Forschung vorbehalten, Licht über das rätselhafte Vorhandensein der Hova auf Madagaskar zu verbreiten. Vorläufig können wir nur der Entwicklung dieses Volkes von dem Zeitpunkt seiner Geschichte an folgen, wo es anfing für die Insel von Bedeutung zu werden und in deren Geschicke einzugreifen; es ist dies der Anfang dieses Jahrhunderts. Wir kehren deshalb zu Andrianampoin zurück.

Andrianampoin mit dem Beinamen Imerina (der von Imerina) war also der eigentliche Gründer des Hovareiches. Er brachte es dahin, dafs wenigstens die Provinz Imerina (sprich Imér'n) den Hova ganz angehörte.

Nach seinem Tode im Jahre 1810 gelangte sein Sohn unter dem Namen Radama I. zur Regierung. Er war damals kaum achtzehn Jahre alt, aber seine Thatkraft war grofs und wurde nur von seinem Ehrgeiz übertroffen. Was der Vater mit Geschick begonnen, setzte er erfolgreich fort. Niemals aber wäre es dem zu jener Zeit noch halb wilden Prinzen gelungen, sein Reich in so grofsartigem Mafsstabe auszudehnen wie es in der Folge geschah, hätte er nicht unverhofft die wirksame Unterstützung einer europäischen Macht erhalten.

Wir stehen hier vor jenem Zeitabschnitte der Geschichte Madagaskars, in welchem die Engländer mit schwerer Hand in das Schicksal dieses Landes einzugreifen begannen.

Schon die Franzosen waren seit dem Jahre 1642 öfters, wenn auch vergeblich bemüht gewesen, sich Madagaskars zu bemächtigen, um daraus eine Kolonie zu machen. Es würde sich kaum verlohnen, auf diese eben so fruchtlosen als traurigen Versuche einzugehen, weil dieselben mit echt französischem Leichtsinn unternommen wurden und nur das Resultat erzielten, viel Geld und viel Menschenleben gekostet zu haben.

Die in Fort Dauphin hausenden Franzosen führten zur Zeit ein

wahres Räuberleben (um keinen schlimmern Ausdruck zu gebrauchen). Die Versuche aber, sich Madagaskars zu bemächtigen, dienten nur dazu, dafs Frankreich im Laufe der Zeit daselbst alle seine Besitzungen verlor. Unglücklicherweise fiel mit ihnen immer der fatale Umstand zusammen, dafs jedes Mal, wenn man entschlossen war, in Madagaskar energisch vorzugehen, im Mutterlande Wirren, Regierungswechsel u. dgl. losbrachen, so dafs Gegenbefehl erging, die Unternehmungen in Madagaskar lahm gelegt wurden, und durch das plötzliche Zurückweichen der daselbst handelnden Truppenkörper, welches einer Flucht glich, verlor der französische Einflufs alle Stütze.

Wenn aber Frankreich noch heute Ansprüche auf Madagaskar erhebt, so sind diese ohne jede Berechtigung und um so lächerlicher, als gerade Frankreich das Hovareich als „Königreich Madagaskar" anerkannte, wodurch schon an und für sich die französischen Ansprüche auf die Insel in nichts zerfielen.

Wesentlich in anderer Weise trat England in Madagaskar auf. Auch hier trug man sich seit Beginn dieses Jahrhunderts mit der heimlichen Absicht, die reiche Insel zu einer englischen Besitzung zu machen, aber belehrt und gewitzigt durch Frankreichs Mifserfolge, welche man im stillen beobachtete, verzichtete man darauf, das Land durch Waffengewalt zu erobern. Man hoffte hingegen geräuschlos und sicher unter dem Deckmantel von Religion und Zivilisation zum Ziele zu gelangen. König Radama schien den Briten die geeignete Persönlichkeit zu sein, um für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So war denn der Plan Englands, diesen Fürsten instand zu setzen, die ganze Insel zu unterwerfen und unter dem Zepter des Hovareiches zu vereinigen. War dies gelungen, so sollte im Hovareiche allmählich der englische Einflufs, besonders durch Missionsgesellschaften, so befestigt werden, dafs es mit der Zeit nicht schwer fallen würde, das englischen Gewohnheiten und Sitten bereits unterworfene Volk unter irgend einem Vorwand unter englisches Protektorat zu bringen und schliefslich ganz zu beherrschen.

Dennoch setzten sich den Engländern gröfsere Schwierigkeiten entgegen, als sie wohl im Anfang erwarteten, und so wurde ihnen bis heute die Erreichung ihrer Wünsche noch nicht ermöglicht.

Sir Robert Farquhar, damals Gouverneur von Mauritius, hatte bereits im Jahre 1810 einen Versuch gemacht, als diese Insel in englischen Besitz überging, auch zugleich Madagaskar als von ihr ab-

hängige französische Kolonie zu besetzen, mufste aber auf Befehl seiner Regierung davon wieder abstehen. Indes schickte er Agenten zum Hovakönig, welche denselben bearbeiteten und im Jahre 1817 einen Vertrag mit ihm zustande brachten, wonach der Sklavenhandel mit den Kolonien aufhörte und Radama dafür seinerseits von England mit Waffen, Munition und andern Dingen, welche ihm fehlten, unterstützt werden sollte.

Bei der Wahl dieser Agenten zeigte der Gouverneur einen nicht geringen Grad von Scharfsinn. Er schickte nämlich nach Madagaskar einen ganz gewöhnlichen Sergeanten, wohl berechnend, dafs es einem gebildeten Manne schwer sein würde, mit dem halbwilden Prinzen erfolgreich zu verkehren. Dieser Soldat namens Hastie war übrigens von Natur mutig und begabt und gelangte bald zu grofsem Einflusse am Hofe Radamas, obwohl die Hova selbst ihn eben deshalb nie recht ertragen konnten. Der mit England geschlossene Vertrag wurde indes wegen Wortbrüchigkeit der Engländer unterbrochen und erst im Jahre 1820 von neuem bestätigt und von da ab genau durchgeführt. Man suchte hauptsächlich auf Radama einzuwirken, indem man seiner Eitelkeit schmeichelte, denselben an europäischen Luxus gewöhnte, ihn mit europäischen Fürsten verglich und ihm Uniformen und Pferde, sowie europäischen Hausrat übersandte, so dafs in merkwürdig kurzer Zeit der Hovafürst, welcher noch kurz vorher auf einer einfachen Matte seine Minister empfing, sich nach europäischem Muster eine ziemlich umfangreiche Hofhaltung eingerichtet hatte. Auch trug man Sorge, dafs zwei andere englische Unteroffiziere das Hovaheer in der Kriegskunst unterrichteten.

Radama führte grofse Feldzüge aus, welche er persönlich leitete und dann stets von Hastie begleitet war. Er unterwarf die Sakalaven des Nordens, drang gegen die Betsimsaraken und Betanimenen vor und unterwarf das Land zwischen Antananarivo und der Küste bis nach Tamatave. Ferner bezwang er zum Teil die Sakalaven des Südens, die Bétsiléos und viele andere kleinere Stämme.

Er brachte das Land auf seinen heutigen Höhepunkt und würde jedenfalls noch mehr erreicht haben, wenn sein Scharfsinn nicht durch fortgesetzte Schlemmereien, zu denen ihn die Engländer beredeten, gelitten hätte und schliefslich sein Tod hemmend dazwischen getreten wäre. Diese Kriege wurden mit unerhörter Grausamkeit geführt, und ein beliebtes Mittel, unbesiegbare Fürsten zu entfernen, war bei den Hova, mit denselben eine Zusammenkunft zu veranstalten und sie dann

PERPUSTAKAAN NASIONAL

schamlos zu überfallen und zu töten und ihre Familie in die Sklaverei zu schleppen.

Unter Radamas Regierung im Jahre 1818 kamen die ersten englischen Missionäre nach Madagaskar und bereits 1820 wurde dort die erste christliche Schule eröffnet. Radama starb leider schon im Jahre 1828. Es ist uns aus jener Zeit ein Schriftstück vom Prinzen Corroller, damaligem Gouverneur von Tamatave, erhalten, welches, was die Schilderung des Königs betrifft, von grofsem Interesse ist und welches ich deshalb hier im Auszuge und in deutscher Übersetzung folgen lasse.

„Radama war von kleiner Gestalt, höchstens 5 Fufs grofs, jedoch gut gewachsen und von angenehmer Gesichtsbildung; seine Augen, klein und glänzend, überwölbten die Augenbrauen in schön geformten Bogen, und die Augenwimpern waren sehr lang. Er hatte feine Haut, eine hübsche Hand und einen kleinen Fufs, seine Farbe war ein helles Olivengelb. Geistig lebendig, war er schlau, mifstrauisch und listig; er war ungeheuer stolz, eitel, vor andern äufserst prahlsüchtig und so empfänglich für Schmeicheleien, dafs sein Volk schliefslich soweit ging, ihm geradezu göttliche Ehre zu erweisen, ohne dafs es ihm im geringsten mifsfiel. Tapfer, unerschrocken und ungestüm, entsprang diesen Charaktereigenschaften jene Heftigkeit, welche ihn oft blutige und ungerechte Handlungen begehen liefs. Er war, trotz allem, ein Mann von höherer Begabung, welcher begierig nach Aufklärung und Unterricht strebte, auch für sein Volk. Seine Regierungszeit ist durch Ereignisse gekennzeichnet, welche einst von grofser Bedeutung für Madagaskar sein werden: Die Eroberung eines grofsen Teiles der Insel, die Organisation einer Armee nach europäischem Muster, die Aufhebung des Sklavenhandels, die Einführung einer Menge europäischer technischer Fertigkeiten, die Annahme eines Alphabets (des englischen) für die Schrift der malgassischen Sprache, und schliefslich die Einrichtung von öffentlichen Unterrichtsanstalten. Dieses sind Thaten, welche den Namen Radamas von der Zivilisationsgeschichte seines Landes untrennbar machen, und welche es bedauern lassen, dafs dieser bedeutende Mann starb, ehe es ihm gelang, die grofse Aufgabe zu lösen, welche er unternommen hatte."

Mit der Thronbesteigung Ranavalonas, einer der Witwen Radamas, im Jahre 1828 änderte sich der Stand der Dinge für die in Madagaskar wohnenden Europäer gänzlich. Besonders hart wurden die Missionäre von dem Regierungswechsel betroffen, denn die neue Königin war ganz

das Gegenteil von Radama. Sie begann damit, den Missionären zu verbieten, das Christentum zu lehren, und zwang dieselben schliefslich sogar das Land ganz zu verlassen. Fast alle Eingebornen aber, welche das Christentum angenommen hatten, wurden auf die grausamste Weise ermordet. Im Laufe ihrer langen Regierung wurde dieses schreckliche Weib immer grausamer und wilder und Ströme von Blut flossen unaufhörlich. Der Verkehr mit allen europäischen Mächten wurde gänzlich abgebrochen.

Im Jahre 1829 versuchten es die Franzosen durch eine Truppenlandung in Foulpoint ihre Ansprüche durchzusetzen; da sie aber zu schwach waren, so wurden die gelandeten Soldaten jämmerlich in die Sümpfe getrieben und erschlagen. Ein gleiches Schicksal erlitten 1845 die vereinigten Abteilungen der Engländer und Franzosen in Tamatave. Natürlich kannte von da ab der Hochmut der Königin keine Grenzen mehr, und das Land war für den Handel und Verkehr so gut wie verschlossen.

Der Wortlaut der Verordnung, mit welcher die Königin damals die Ausübung des Christentums verbot, ist uns erhalten und lautet in freier Übersetzung folgendermafsen:

„Ich thue Euch kund, Ambaniandro (Unterthanen), ich bin keine Fürstin, welche täuscht, und Ihr seid keine getäuschten Unterthanen; deshalb werde ich Euch sagen, was ich zu thun gedenke und wie ich Euch regieren werde. Wer ist der Mann, welcher die Gebräuche Eurer Vorfahren ändern wollte und der zwölf Fürsten dieses Reiches? Wem wurde das Reich als Erbtheil überlassen von Adrianampoin und Radama, wenn nicht mir? Also wohl! will jemand die Gebräuche Eurer Vorfahren und der zwölf Fürsten ändern, so verabscheue ich das, sagt Rabodo-Nandrian Impoinimerina.*)

Jetzt, was das Herabsetzen der Götzen betrifft, und dafs man die Wahrsagerei lächerlich macht, so verabscheue ich diese Verbrechen, sagt Ranovalona-Manjaka; thut das nicht in meinem Königreich! Die Götzen, sagt Ihr, sind nichts. Sind nicht durch ihre Kraft die zwölf Könige eingesetzt worden, und jetzt wären sie verändert bis zum Punkte nichts zu bedeuten! Die Wahrsagerei, welche Ihr in gleicher Weise verachtet, ist sie nicht ein Zeichen ihrer Macht? Die Fürstin selbst erkennt sie als geheiligt, und Ihr, die Unterthanen, achtet sie

*) Titel der Königin.

weniger als nichts? Das ist meine Sache, sagt Ranavalona-Manjaka, und ich halte jeden für todeswürdig, der sie verachtet. (Die alten Gebräuche.)

Was nun die Taufe, die Versammlungen anderwärts als in der Schule und die Festsetzung des Sonntags angeht, wie viel Fürsten giebt es denn auf der Erde? Bin nicht ich allein es, welche regiert? Diese Dinge dürfen nicht geschehen, sie sind ungesetzlich in meinem Lande, sagt Ranavalona-Manjaka, denn sie gehören nicht zu den Gepflogenheiten unserer Vorfahren, und diese werde ich nicht ändern, ausgenommen in Dingen, welche dem Wohle meines Landes nützlich sein können.

Also wohl denn, ich gebe Euch einen Monat, um Euch anzugeben, Ihr, die Ihr getauft seid, die Ihr an den Versammlungen teilnehmt und beten gehet, sagt Ranavalona-Manjaka, und wenn Ihr zur Frist nicht erscheint, sondern abwartet, bis andere Euch entdecken und anklagen, so seid Ihr dem Tode verfallen, denn ich bin nicht eine Fürstin, welche täuscht, und meine Unterthanen sollen nicht getäuscht werden. Habt wohl acht auf die gegebene Frist, ein Monat vom Untergang der Sonne ab sei Euch gestattet, um Eure Schuld zu bekennen!"

Schon am folgenden Tage wurde diese Frist auf 8 Tage verkürzt, und die Unglücklichen, welche so thöricht waren, sich als Christen zu bezeichnen, auf die grausamste und vielseitigste Weise zu Tode gemartert. Ihre Zahl zählt nach Tausenden. Ein Versuch, die Königin zu entthronen, an welchem deren Sohn und einige Franzosen teilnahmen, mifslang und endete mit Verbannung letzterer, wobei sie aber erst monatelang in den fieberreichen Sümpfen herumgeschleppt wurden, um sie so möglichst zu töten. Auch Frau Ida Pfeiffer, die bekannte Reisende, war in diese unglückliche Verschwörung verwickelt worden, und die auf dieser Reise erlittenen Mifshandlungen legten den Keim zu ihrem baldigen Tode.

Erst im Jahre 1862 starb die Königin, und es folgte ihr Sohn Radama II., ein Jüngling voll der besten Absichten, aber ohne Willenskraft. Da er sich den Europäern geneigt zeigte, so erfolgte seine Ermordung von seiten des hohen Adels im Jahre seiner Thronbesteigung, und es wurde Königin sein Weib Rasoherina im Jahre 1863.

Unter deren Regierung gewann die dem Fortschritt freundliche Partei wieder die Oberhand und Missionäre und Europäer siedelten sich von neuem auf Madagaskar an. Die Regierung dieser Königin war eine friedliche.

Nach ihrem Tode, im Jahre 1868, folgte ihr Ranavalona II., welche auch jetzt noch regiert und sich im Jahre 1869 mit dem ersten Minister Rainilaiarivony vermählte. Die alten Götzenbilder wurden nun endlich verbrannt und der Hof nahm die protestantische Religion an. Wir sehen also, dafs die unter Radama begonnene Einführung der Zivilisation bereits tiefere Wurzeln geschlagen hatte, dafs das Aufblühen derselben unter der mörderischen Regierung Ranavalonas I. nur gewaltsam niedergedrückt wurde, und sich sofort nach dem Tode dieser entmenschten Frau ein gebieterisches Verlangen nach Aufklärung geltend machte. Ich sage ein gebieterisches Verlangen, denn so wie das Hovareich sich inzwischen entwickelt hatte, war der Verkehr mit der Aufsenwelt Lebensbedingung geworden. Daraus aber entsprang schon von selbst ein Bedürfnis nach Ausbildung sowohl auf geistigem Gebiete als in technischen Fertigkeiten, denn die Hova hatten klar und scharfblickend erkannt, dafs nur diese letzteren beiden Eigenschaften sie befähigen könnten, ihr Reich dauernd zu erhalten und die anderen Völkerschaften unter ihrem Joch zu sehen.

Diese Umstände, gepaart mit einer Art bisher schwer unterdrückter Eitelkeit, es den Europäern gleich zu thun, eine Rolle in der Welt zu spielen, waren es hauptsächlich, welche nach dem Tode Ranavalonas die Rückkehr der Missionäre gestatteten. Man würde sich Illusionen hingeben, wollte man annehmen, es sei das Bedürfnis nach christlicher Lehre oder gar die Macht des Christentums selbst, welche diese Wandlung hervorrief. Auch die Hova waren inzwischen klüger geworden. Da die Missionäre bei Eröffnung ihrer technischen Werkstätten den Besuch derselben von der Annahme des Christentums abhängig machten, so willigten die Hova allerdings in diese Bedingung und liefsen sich taufen. Trotzdem aber betrachteten sie das Christentum als eine lästige Beigabe — sie haben einfach gar kein Verständnis dafür. Da die Europäer in allem, was Anstand und Sitte betrifft, ihre Vorbilder sind, so halten sie zwar den Sonntag streng, weil sie wähnen, es gehöre zum guten Tone, aber sie huldigen trotzdem der Kebsweiberei und fahren mit ihren Tieropfern ungestört fort, obwohl doch diese entschieden heidnischen Ursprungs sind. Sie lassen sich taufen, weil sie dadurch gleichsam zur guten Gesellschaft gehören oder doch in einer Sache den Europäern wenigstens gleichstehen. Aus vielfachen Beispielen ist es klar geworden, dafs das Christentum veredelnd auf das Herz dieses Volkes nirgends eingewirkt hat.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Wenn sich die Hova in den letzten Jahren auffallend der Zivilisation zugewendet haben, so ist es nur auf dem Gebiete der Wissenschaften und der technischen Fertigkeiten. Darin haben sie grofse Fortschritte gemacht und hier auch müssen wir für die Zukunft anknüpfen. Der Hova hat heute arbeiten gelernt, und was mehr ist, er hat den Wert und die Notwendigkeit der Arbeit begriffen. Das scheint mir die wichtigste Errungenschaft aller Zivilisationsbestrebungen zu sein, das halte ich vor allem für eine solide Basis für die weitere Entwickelung jenes Volkes.

Von englischer Seite wurden in den letzten Jahren Berichte veröffentlicht, welche in jeder Art übertrieben und jedenfalls nur politischen Motiven entsprungen sind. Nach ihnen wäre Madagaskar bereits ein vollständig zivilisiertes Königreich. Dem ist nicht so. Weit entfernt, die Erfolge leugnen zu wollen, welche die englischen Gesellschaften in letzter Zeit erzielt haben, erheischt es doch die Billigkeit, dieselben unparteiisch zu betrachten.

Madagaskar ist ein Land von mehr als 12 000 □Meilen Flächeninhalt, also ein grofses Land, und davon beherrschen, wie schon erwähnt, die Hova etwa die Hälfte, auch giebt es auf dieser Hälfte noch unvollständig unterworfene Gebietsteile, über welche die Herrschaft der Hova nur eine nominelle genannt werden kann. Die von den Hova unabhängige Hälfte kommt vom Standpunkt der Zivilisation aus gar nicht in Betracht. Abgesehen von vereinzelten und mifsglückten Versuchen, dort Missionen zu errichten, liegt dieser ganze Teil Madagaskars noch in tiefer Barbarei. Im Hovareiche aber gehen die Zivilisationsbestrebungen vorläufig erst von 3 Städten aus. Diese sind die Hovahauptstadt Antananarivo, die Hauptstadt des Betsiléolandes, Fihanarantsoa, und endlich die Haupt- und Hafenstadt im Lande der Betsimsaraken, Tamatave. Die beiden letzteren Städte wurden erst unter Radama dem Hovareiche einverleibt. An diesen drei Punkten befindet sich der Sitz der Missionsgesellschaften, von dort gehen die Bemühungen derselben aus und werden mitunter kleine Reisen gemacht. Wenn auch vielleicht in neuerer Zeit auf ein paar Dörfern im Umkreise dieser Städte sich Missionäre versuchsweise niedergelassen haben, so müssen doch obige drei Städte als der wirkliche Herd von Zivilisation und Christentum auf Madagaskar angesehen werden, und was bedeuten, frage ich und ich glaube mit Recht, diese drei kleinen, dem Fortschritte erschlossenen Punkte in einem Lande von dem Umfange

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Madagaskars? Was bedeuten diese drei Punkte, frage ich wiederholt, in einem Lande, das jeder Verkehrswege und Verkehrsmittel entbehrt? In einem Lande, welches nicht allein den Europäern seinem gröfsten Teile nach eine terra incognita ist, sondern über dessen Völkereinteilung, oder besser politische Geographie, die Hova selbst sich ein auch nur annähernd richtiges Bild durchaus nicht machen können?

Die Hova scheinen in letzter Zeit nicht so recht zu Eroberungen geneigt zu sein, daran mag wohl der Umstand die Schuld tragen, dafs sie Mühe haben zu erhalten, was sie besitzen, und dafs sie diesen Besitz möglichst zu festigen suchen. Wohl mögen sie Englands Absichten mit der Zeit durchschaut haben — jedenfalls aber genügt es ihnen vor der Hand, wenn Aufklärung und Bildung im eignen Reiche verbreitet werden, und sie werden nicht allein eine Zivilisierung der wilden Stämme nicht befördern, sondern sie haben sich einer solchen bis jetzt geradezu widersetzt, weil die Aufklärung dieser Völkerschaften ihnen wenig dienlich sein und nur Gefahr für ihre eigene Herrschaft heraufbeschwören würde.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Hauptmomente der Entwickelungsgeschichte des Hovareiches sei es mir vergönnt, das Auge nunmehr auf seinen jetzigen Zustand und seine Bewohner zu richten. Weit entfernt, dafs die Anerkennung der Königin Ranavalona als Königin von Madagaskar dazu beigetragen hätte, daselbst einheitlich geordnete Verhältnisse herbeizuführen, hat dieselbe nur dazu gedient den Hochmut dieser Person und der alten Hovapartei zu erhöhen und die Unkenntnis darzuthun, welche bei den europäischen Regierungen über die Zustände dieser Insel herrscht. Die Anerkennung dieses Weibes als Königin von Madagaskar hat für den die Insel bereisenden Europäer aufserdem eine Menge von Unerträglichkeiten im Gefolge und mufs, gelinde bezeichnet, als eine voreilige und von seiten der europäischen Mächte ganz unnötige Handlung bezeichnet werden. Die Hova gehören leider nur zu sehr zu denjenigen Menschen, welche gleich die ganze Hand ergreifen, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht. Dieselben sind nicht vergebens bei den Engländern in die Schule gegangen und haben sich denselben, ebenso wie den Franzosen, in letzter Zeit nicht allein ebenbürtig, sondern sogar überlegen in der Politik gezeigt. Die Eifersucht zwischen Frankreich und England hat am Hofe von Antananarivo eine Menge Intriguen der beiden Nationen gegeneinander zur Folge gehabt, welche es den Hova erlaubten, beiden

Teilen gemächlich in die Karten zu sehen. Sie sind in letzter Zeit sehr auf ihrer Hut und für ihre Herrschaft besorgt; wie sehr sie den europäischen Einfluſs fürchten und sich dagegen zu wehren suchen, zeigt die gewiſs unerhörte Klausel in ihren Verträgen, wonach kein Europäer auf Madagaskar Land als Eigentum besitzen kann, sondern es ist diesem nur gestattet, solches leihweise für den Zeitraum von 20 Jahren zu verwerten. Dadurch allein wird die Einwanderung von auſsen stets eine beschränkte bleiben und vor der Hand nur für den Geschäftsmann lohnend sein, da es dem Kolonisten unmöglich gemacht wird, die Frucht seines Schweiſses und seiner Mühen seinen Nachkommen als Erbteil zu hinterlassen.

Wenn ich aber sagte, daſs dem Reisenden auf Madagaskar durch die unbegreifliche und auf die Berichte bornierter und mit den Verhältnissen durchaus unbekannter Agenten erfolgte Anerkennung Ranavalonas als Königin von Madagaskar viel Unannehmlichkeiten erwachsen und jeder Schritt und Tritt derselben einer steten Kontrolle unterworfen wird, so erklärt sich das in folgender Weise:

Es giebt in der Nähe der Hovagrenzen von diesen unabhängige Gebietsteile, wo es dem Einwanderer leicht ist, Besitz zu erwerben und lohnende Beschäftigung zu treiben. Erhalten die Hova nun Kunde von einem solchen, bei ihren Feinden und Nachbarn wohnenden Weiſsen, so erblicken sie sofort hierin eine Gefahr für sich und suchen das Festsetzen von Einwanderern um jeden Preis zu hintertreiben. Gewöhnlich, wenn der Betreffende nicht zu weit von der Grenze wohnt, sendet der nächste Truppenbefehlshaber einfach eine starke Abteilung hinüber und läſst den Mann unter dem Vorwande, für seine Sicherheit verantwortlich zu sein und dafür sorgen zu müssen, mit Gewalt aus seiner angeblich gefährlichen Nachbarschaft auf Hovagebiet überführen. Getrauen die Hova sich aber nicht in Feindesgebiet zu marschieren, so wenden sie sich an den betreffenden Konsul und bearbeiten diesen mit falschen Vorspiegelungen und Schilderungen schrecklicher Gefahren für den betreffenden Landsmann so lange, bis dieser dem oft glücklich und in einer wahren Goldgrube lebenden Mann den Aufenthalt daselbst verbietet und ihn auf die eine oder die andere Weise zwingt, das Land zu verlassen.

Um Beispiele für meine Behauptung zu finden, brauche ich nicht lange zu suchen. Ich greife nur in den Schatz meiner eigenen Erinnerungen zurück. Im Jahre 1880 entdeckte ich etwa 80 Kilometer vom

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Hova-Fort Farafangana einen den unabhängigen Voilakertra gehörigen Ort Mahabé. Dieser Knotenpunkt an der Grenze der Hova und dreier wilden Völkerstämme schien mir ein für den Handel vorzüglich ergiebiger Ort zu sein, und nach meiner Rückkehr an die Küste veranlafste ich einen Creolen aus Mauritius, sich dort niederzulassen. Kaum erhielt der Gouverneur von Farafangana davon Nachricht, so erliefs er einen Befehl an diesen Mann, sofort zurückzukehren, und als dieser auf mein Anraten keine Folge leistete, liefs er ihn durch einen mit 80 Soldaten ausgeführten Handstreich an die Küste bringen. Nun zog ich meinerseits voller Entrüstung auf den verlassenen Posten, um wenigstens die Waren und das Eigentum des Entfernten zu retten. Ich war kaum angelangt, als auch an mich dasselbe Ansinnen gestellt wurde. Ich liefs mich indessen nicht überraschen, und als die Hovaabteilung erschien, empfing ich sie kampfgerüstet an der Spitze der Krieger vom Stamme der Voilakertra und liefs ihnen eröffnen, sich sofort zurückzuziehen aus einem Gebiete, wo sie nichts zu suchen hätten, oder ich würde auf sie Feuer geben. Das wirkte — zähneknirschend und grün vor Ärger empfahl sich die Abteilung mit langer Nase unter dem Hohngelächter meiner Verbündeten und zu meinem unaussprechlichen Ergötzen. Nun schiffte ich die Sachen des Creolen ein und begab mich im Kahn nach der Küste. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich empfangen worden bin. Die erste Handlung gegen mich war ein Erlafs, durch welchen jeder mit Kettenstrafe belegt wurde, der es wagen sollte, in meine Dienste zu treten. Am andern Tage war ich ohne Diener. Nun gelang es mir aber abends, einen Zug von 60 Männern festzuhalten, welche aus dem Süden kamen und nach Tamatave auf Arbeit zogen; ihnen gab ich mein ganzes Gepäck mit bis zur nächsten Faktorei; nur vier der Beherztesten hielt ich zurück und versteckte sie in meiner Hütte. Das Schicksal wollte, dafs ich am folgenden Nachmittag in einem Maniokfelde jagte. Ich schofs nach einer am Boden sitzenden Taube, jedenfalls ohne die geringste Ahnung, dafs etwa auf 30 Schritte Entfernung der Herr Gouverneur nach ländlicher Sitte mit der Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses beschäftigt war, und unglücklicherweise wurde er dabei an einem gewissen Körperteile durch drei schwache Schrotkörnchen leicht verletzt. Man denke sich die Entrüstung seiner Exzellenz; wutschnaubend drang er in meine Wohnung und verlangte Rechenschaft. Ich warf ihm die erlegte Taube vor die Füfse, als Beweis, dafs ich den Gegenstand meines Zieles erreicht und von seiner Gegenwart in jenem

Felde keine Ahnung gehabt hätte. Der Mann wurde aber so unartig, dafs ich gewungen war, ihn nebst seinen Milizen durch Vorhalten einer Gewehrmündung zum Rückzuge zu bringen. Als es Nacht wurde, packte ich den Rest meiner Habseligkeiten zusammen, und verliefs schleunigst den Ort, an dem ich es nun doch nicht für geraten fand, länger zu verweilen. In dem Bereich eines andern Gouverneurs angekommen, machte ich mir diesen durch einige Geschenke günstig gestimmt und war so vorläufig in Sicherheit. Zu jener Zeit habe ich öfter auf diese Weise den Hova die Zähne gezeigt; dazu gehört aber eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, Energie und Wachsamkeit. Einem Manne, der diese Eigenschaften nicht besitzt und den Charakter der Leute nicht genau kennt, möchte ich solche Scherze nicht anraten.

Es dürfte äufserst schwer sein und mehr als gewagt erscheinen, die Grenzen des Hovareiches auf einer Karte genau bestimmen zu wollen. Dieselben lassen sich höchstens an der Küste andeuten, da die Hova selbst kein klares Bild über die Ausdehnung ihres Reiches haben und die Beschaffenheit der von ihnen nicht bewohnten Provinzen ihnen ganz unbekannt ist. Die Hauptmacht des Reiches konzentriert sich auf das Stammland, die Provinz Imerina und auf das südlich davon gelegene Betsiléoland, welches ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse bietet. Der Hova verläfst diese beiden Provinzen äufserst ungern, weil er das fieberschwangere Klima der Küstenniederungen nicht verträgt. Trotzdem finden wir an allen Hauptpunkten der Ost- und Westküste Hovagarnisonen, welche dort erbaute Forts bewohnen und deren Hauptzweck ist, sowohl von den Eingebornen die üblichen Abgaben, als auch von den Europäern, welche dort Handel treiben, die Aus- und Einfuhrzölle von 10% zu erheben. Nach Süden, gegen den 23. Breitegrad zu, wo die Herrschaft der Malaien nur mehr eine nominelle ist, finden wir auch gegen das Innere hin, etwa eine Tagereise von der Küste entfernt, Grenzforts errichtet. Die Besatzung dieser traurigen Plätze führt, vom Verkehr mit den ihrigen ganz abgeschnitten, ein elendes Dasein und wird alle paar Jahre einmal gewechselt, denn die Weiber folgen ihren Männern nicht in diese Einöden; viele aber sterben am Fieber und sehen ihre Heimat nicht wieder. Zweck dieser Befestigungen ist, den an der Grenze stets unruhigen wilden Stämmen einen Damm entgegenzusetzen und dieselben fortgesetzt zu beobachten. Den Besatzungen dieser Bollwerke aber liegt nichts ferner als Ausflüge in die Umgegend zu machen. Sie wagen sich nicht aus ihren Palissaden

PERPUSTAKAAN NASIONAL

heraus und bleiben ohne alle Kenntnis des sie umgebenden Landes und Volkes.

Wenn wir annehmen, dafs die Herrschaft der Hova sich auf die Hälfte der Insel erstreckt, so werden wir am sichersten gehen. Sie haben die Ostküste inne von Vohemare im Norden bis Farafangana im Süden. Im Westen erstreckt sich ihre Herrschaft etwa bis gegen Ménabé hin. Im Innern der Nordspitze sind sie ohne Einfluſs, ebenso ist der ganze innere Teil Madagaskars von Betsiléoland ab von ihnen unabhängig, mit Ausnahme des ganz abgeschnittenen Punktes von Fort Dauphin, welches Radama 1825 den Franzosen abnahm und welches seither, wohl nur aus Prahlsucht den Franzosen gegenüber, besetzt blieb, da die geringen Einkünfte dieses Platzes seine Besatzung nicht rechtfertigen dürften.

Von den den Hova ganz unterworfenen Stämmen sind als die bedeutendsten zu nennen:

1. Die Antankaren.
2. Die Ant' Antsianaka.
3. Die Betsimsaraken.
4. Die Betanimenen.
5. Die Betsiléo.
6. Die Antaïmor.

Als unvollständig unterworfen sind zu betrachten:

1. Die Sakalaven des Nordens.
2. Die Antambahoken.
3. Die Anteifassen.
4. Die Anteisaken.
5. Die Antanala.*)

Ausdrücklich muſs aber hier bemerkt werden, dafs es selbst im Zentrum Madagaskars, z. B. im Innern der Bai von Antongil, groſse Landstrecken giebt, deren Bewohner vollständig frei und unabhängig leben, während die an der Küste Abgaben bezahlen. Die Hova trauen sich aber in die alten Urwälder dieser Gegenden nicht hinein und begnügen sich lieber mit einer Scheinherrschaft an den Küstenpunkten. Die von ihnen eroberten Gebietsteile sind sehr schwach bevölkert, da sich die Besiegten so viel als möglich in unabhängige Gegenden zurückziehen. Übrigens gehören Reibereien an den Grenzposten zu den all-

*) Die Aufzählung der ganz unabhängigen Stämme würde hier zu weit führen.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

täglichen Ereignissen, aber die Hova sorgen dafür, wenn sie, was nicht selten ist, Niederlagen erleiden, daſs solche entweder nicht bekannt oder doch, wenn dies sich nicht vermeiden läſst, mit unverschämter Dreistigkeit als groſse Siege ausposaunt werden.

Die Hauptstadt des Hovareiches, Antananarivo (Tausend Städte), liegt in der Provinz Imerina, etwa im Zentrum Madagaskars auf einem Hügel. Ich muſs aber bitten, diese Stadt durchaus nicht nach europäischen Ansprüchen beurteilen zu wollen. Dieselbe unterscheidet sich hauptsächlich von den übrigen Dörfern des Landes blofs durch die groſse Zahl ihrer Hütten; trotzdem erhält sie durch das Vorhandensein einiger Kirchen und nach europäischem Muster gebauten Häuser mit Blitzableitern einer zivilisierten Anstrich, wenigstens aus der Ferne gesehen.

Die königlichen Gebäude, eigentlich ungeheuer groſse Hütten mit riesigen, spitzen Dächern, sind in jedem Stockwerke mit einer Veranda umgeben, welcher als stützende Säulen mächtige Baumstämme dienen, die mit unbeschreiblicher Anstrengung und Mühe aus weiter Ferne nach dieser waldlosen Höhe geschleppt werden muſsten. Diese Gebäude befinden sich in einer Umzäunung und sind durch ihre Höhe weithin sichtbar. In der Nähe liegen die im selben Stil erbauten, aber kleineren Behausungen des ersten Ministers und der übrigen Würdenträger des Landes. Es giebt, so viel ich mich entsinne, in ganz Antananarivo nur einige Kirchen und ein von Radama II. herrührendes Haus, welche aus Stein ausgeführt sind, alle übrigen Gebäude sind aus Holz, oder Fachwerk mit Lehmwänden, oder Bambus errichtet. Die Dächer sind bei wenigen mit Schindeln, im allgemeinen mit Stroh gedeckt. Der Fuſsboden ist gewöhnlich etwas über dem Boden erhaben und besteht aus breitgeklopfter Baumrinde, welche wieder mit Matten bedeckt ist, in letzter Zeit auch aus Dielen. Im übrigen ist die innere Einrichtung eine sehr einfache. Das Haus enthält gewöhnlich nur zwei Räume, von welchen der eine als Schlafzimmer, der andere als Küche benutzt wird. Fenster und Thüren sind stets nach Westen zu angebracht, die ersteren ohne Glas, blofs mit hölzernen Läden verschlieſsbar. Im Küchenraum befindet sich etwa in der Mitte ein aus Lehm festgestampftes Viereck, welches als Feuerstelle dient. Die irdnen Kochgeschirre werden einfach in die Glut gesetzt, wodurch sie äuſserlich immer schmutzig und berust erscheinen. Über dem Feuer erhebt sich ein hölzernes Gestell mit einem darauf befestigten hölzernen Rost zum Räuchern von Fleisch oder andern Dingen, der je nach dem Reichtum des Hauseigentümers

PERPUSTAKAAN NASIONAL

grofs oder klein ist, indem man von einem reichen Manne annimmt, dafs er stets Fleisch in Hülle und Fülle zur Verfügung habe, also auch mit entsprechenden Mitteln zu seiner Konservierung versehen sein müsse. Die übrige Einrichtung ist sehr einfach, europäische Möbel findet man blofs bei den Vornehmen, während der gewöhnliche Mann und besonders auf dem Lande noch heute weder Tisch noch Stuhl noch Bett besitzt, sondern wie in früherer Zeit auf der Erde kauert und auch daselbst auf Matten schläft.

Die ganze Stadt erhebt sich terrassenförmig und die als Wege dienenden schmalen Pfade sind sehr steil und im schlechtesten Zustande, oft vom Regen tief ausgewaschen und mit Basaltblöcken überstreut. Auch stehen die Häuser durchaus nicht regelmäfsig in Reihen, sondern bunt durcheinander, je nach der Gröfse des dem steilen Terrain abgewonnenen Raumes, in gröfsern oder kleinern Gruppen beisammen. In der Stadt befinden sich auch einige freie Plätze, welche zum Abhalten von Märkten dienen; bei solchen Gelegenheiten strömt viel Volk zusammen und es werden daher dann auch gewöhnlich die Verordnungen der Regierung, Gesetze u. s. w. kund gethan. Es giebt in Antananarivo keine Kaufläden und so wird auf diesen Plätzen alles feil geboten, was man zum täglichen Leben gebraucht. Es giebt dort Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, Geflügel aller Art, Eier, gebratene Heuschrecken und Engerlinge, Reis und einheimische Gemüse, meist bitter schmeckende Kräuter, Bohnen, Kartoffeln, Pataten, Maniok, Melonen, Ananas, Orangen, schöne Pfirsiche, Trauben und andere Früchte, welche letztere jedoch aus den Kolonien oder aus Europa eingeführt und hier mit Erfolg angebaut worden sind. Solchen Reichtum an Lebensmitteln findet man aber blofs in den Hauptstädten, weil hier das Beispiel der Europäer wirkt, der Bedarf grofs ist und daher alles zusammenströmt. Auf dem Lande fehlt es meist am allernötigsten. Aufserdem sind die Lebensmittel in Antananarivo sehr billig, weil es eben nach aufsen hin keine Transportmittel und Verkehrswege giebt; es mufs daher alles losgeschlagen und verzehrt werden, oder einfach verderben.

Die Durchschnittspreise im Innern sind etwa folgende:

1 fetter Ochse	8—10 Mk.
1 fettes Schaf	80 Pf.
1 Schwein von 150—200 Pfund	3—4 Mk.
1 Gans oder Truthahn	60—80 Pf
1 Ente	20—30 Pf.

PERPUSTAKAAN NASIONAL

1 Huhn . . . . . 10—20 Pf.
Reis, Bohnen oder Kartoffeln, 100 Pfund . $1^1/_2$—2 Mk.
Früchte 20—30 Stück für . . . . . 10—20 Pf.

Man findet ferner auf diesen Märkten Bretter, Holz und Stroh zum Erbauen der Hütten, Werkzeuge zum Bearbeiten der Felder und Handwerkszeug, Töpferwaren, Strohhüte, Kleiderstoffe von Rafia, Baumwolle und Seide, letztere oft sehr schön gearbeitet. Von der Regierung angestellte Beamte überwachen das Treiben und erheben von jedem verkauften Gegenstand 10% für die Königin. Das Gedränge ist entsetzlich und das Getöse noch stärker. Es mögen wohl oft an 50 000 Menschen auf solchen Märkten zusammen sein, davon sind mehr als die Hälfte sicherlich Fremde, denn ich glaube kaum, dafs die Hauptstadt mehr als 25 000 Einwohner zählt. Diese Schätzung ist natürlich nur eine annähernde, da für eine genaue Zählung jeder Mafsstab fehlt und die Regierung, sicherlich im Bewufstsein ihrer Schwäche, sich jeder Nachforschung auf diesem Gebiete widersetzt. Ein ähnliches Leben und Treiben wie in Antananarivo herrscht auch in Fihanarantsoa und in Tamatave; in letzter Stadt leben die meisten Europäer, sie ist auch der gröfste Handels- und Hafenplatz Madagaskars. Eine ausführliche Beschreibung dieses Ortes habe ich seiner Zeit in der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen" gegeben.

So lebhaft aber, wie in diesen drei Städten, in denen sich gleichsam aller Verkehr, alle Zivilisation und alles geistige Streben der gröfsen Insel anhäuft, geht es in den Städten und Dörfern im Lande nicht zu. Diese liegen meist meilenweit, ja oft Tagereisen auseinander, und bieten ein langweiliges Bild eintönigen Müfsiggangs und geistiger Beschränktheit. Aus ihrem fast tierischen Dasein rütteln sich die von den Hova unterdrückten Stämme nur soweit auf, als es die notdürftigsten täglichen Bedürfnisse gebieterisch verlangen. Ohne Anregung von aufsen, von ihren Unterdrückern jeder Selbständigkeit, jeder freien Handlungsweise beraubt und durch tödliche Furcht in ein Scheinleben versetzt, scheint ein Teil dieser Völker wenigstens, schon heute in Trunksucht, Müfsiggang und Unzucht versunken, dem Schicksal verfallen zu sein, in vielleicht nicht allzu fernen Tagen von dieser Erde spurlos zu verschwinden.

Bereits im Jahre 1840 giebt uns ein verdienstvoller französischer Schriftsteller, E. de Froberville, eine flüchtige Schilderung der Hova, welche so treffend ist und auch heute noch so vollständig auf dieses

Volk paſst, daſs ich mich nicht enthalten kann dieselbe hier anzuführen. Er sagt:

„Die Hova, welche durch ihre letzten Eroberungen berühmt wurden, bewohnen die öden Gegenden im Innern der Insel. Wir haben schon früher erwähnt, daſs ihre Gesichtszüge in auffallender Weise das Gepräge der malaischen Rasse bewahrt haben. In der That sind sie nicht von hohem Wuchse, obwohl ziemlich gut gebildet; ihre Farbe ist olivengelb und bei einigen ist sie weniger dunkel als bei den Bewohnern des südlichen Europa; ihre Züge sind nicht hervorstechend und ihre Unterlippe überragt die Oberlippe wie bei der kaukasischen Rasse: die Haare sind schwarz, straff oder gelockt, die Augen kastanienbraun. Sie sind behend und lebhaft, aber es fehlt ihnen an Kraft und durch Strapazen erschlaffen sie leicht.

Die geistigen Fähigkeiten der Hova sind sehr entwickelt, und ihre Geschicklichkeit in mehreren Zweigen der Industrie, namentlich im Schmelzen und in der Bearbeitung der Metalle, ist eine ihrer bemerkenswertesten Eigenschaften. Sie verfertigten früher (und auch noch heute) falsche spanische Thaler, deren Nachahmung so gelungen war, daſs die Weiſsen selbst lange Zeit dadurch getäuscht wurden. Die Erwähnung dieser Thatsache führt uns natürlich dazu, von ihren moralischen Eigenschaften zu reden, welche entfernt nicht das Lob verdienen, wie ihre technischen Fertigkeiten. Das Hovavolk vereinigt in sich alle Laster der andern Völkerschaften Madagaskars: wie die schädliche Pflanze auf einem ihrem Wachstum günstigen Erdreich, sind die schlechten Neigungen stark in ihren Herzen eingewurzelt und scheinen dort eine Kraft zu schöpfen, welche sie noch in ihrer Lebensfähigkeit steigert."

Ein anderer Franzose, Leguével de Lacombe sagt nicht minder zutreffend:

„ . . . . . Auch sind die Männer der unteren Klassen von einer wirklich ekelhaften Unreinlichkeit und fast alle mit Hautkrankheiten behaftet, welche zu heilen ihnen sehr schwer fällt."

„Der Charakter der Hova ist ein Gemisch von Wildheit und Gröſse; äuſserst geschickt in der Kunst der Verstellung wie sie sind, ist es sehr schwer, ihre Gedanken zu überraschen, und oft sind ein freundliches Lächeln und herzliche Rücksichten die Verläufer ihrer schlechten Absichten. Geiz ist das vorherrschende Laster dieses Volkes, bei ihm gelten die Bande der Freundschaft und der Familie nichts, wenn es sich darum handelt, seiner unersättlichen Habgier Genüge zu leisten."

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Diesen Schilderungen habe ich verschiedenes aus eigner Anschauung hinzuzufügen.

So lange der Hova jung ist, macht er keinen allzu ungünstigen Eindruck, meist hat sein Blick jedoch etwas Falsches und Unstetes; er spricht sich selten aus, nimmt auch scheinbar wenig Notiz von dem, was um ihn her vorgeht, aber er beobachtet heimlich und wenn er sich unbemerkt glaubt. Dabei ist er sehr käuflich, aber treu höchstens so lange, als man nicht überboten wird. Er weifs sich meisterhaft zu beherrschen, ist scheinbar unempfindlich, selbst für derbe Grobheiten, ja körperliche Mifshandlungen scheint er sich nicht sehr zu Herzen zu nehmen, wenn keine Zeugen seiner Schmach vorhanden waren, oder wenn man ihn durch ein Geschenk entschädigt; hat man ihm aber einen pekuniären Schaden zugefügt, so mufs man auf seiner Hut sein, denn das vergifst er nie und spart seine Rache jahrelang auf.

Wird der Hova älter, so verschrumpft er entweder zum Gerippe, oder er nimmt so an Körperumfang zu, dafs er unförmlich fett wird. Dabei meistens mit Grind und Aussatz behaftet, sieht seine Haut oft scheckig aus, und sein Anblick ist dann wirklich ekelerregend. Die meisten dieser Krankheiten sind Folgen seiner unzüchtigen Lebensweise, deren natürliche Wirkung Blutvergiftung ist. Trotzdem erreichen die meisten ein hohes Alter, wahrscheinlich weil sie doch im Grunde sich nicht überarbeiten und auch ein sorgenloses Dasein führen.

Viele Hovafrauen zeichnen sich im Gegensatze zu den Männern durch wirkliche Schönheit aus, jedoch ist diese eine rein körperliche, die Sinne bestrickende, und auch nicht von langer Dauer. Bei diesen Frauen ist das Haar oft von wunderbarer Pracht, so dafs es, aufgelöst, die ganze Gestalt mit dunkler Nacht umhüllt. Der Mund ist mit glänzend weifsen Zähnen besetzt, die Hand fein und schmal, der Ansatz der Nägel tadellos, Arme und Beine wohlgeformt mit zierlichen Gelenken, der Busen rund und voll, dagegen die Schultern meistens etwas zu breit. Man trifft Frauen in Imerina, bei welchen das helle Olivengelb des Gesichtes mit einem zarten Rosa übergossen ist. Im allgemeinen sind sie äufserst gefallsüchtig, putzliebend, untreu und gefühllos, obwohl sie ihren häuslichen Obliegenheiten, was die Besorgung von Haus und Hof angeht, gewissenhaft nachzukommen pflegen.

Falschheit, Verlogenheit und Verstellung sind Grundzüge im Hovacharakter. Sie suchen stets zu überlisten und zu betrügen und fürchten ebenso stets übervorteilt zu werden, trauen daher niemandem. Gefühle

PERPUSTAKAAN NASIONAL

der Freundschaft und Hochachtung sind ihnen unbekannt, auch sind sie im höchsten Grade wortbrüchig. Ehrlichkeit gilt ihnen als Zeichen geistiger Beschränktheit. Schon an der Hand der Mutter wird das Kind zu List und Betrug förmlich angeleitet. So schlaff der Hova im Ertragen körperlicher Mühsale ist, so zäh zeigt er sich hingegen, wenn es gilt, einen Vorteil zu erringen, er ist ein geborner Händler, der um einige Pfennige tagelang feilschen kann. Ja, diese Sucht nach Gewinn wird bei ihm zu einer förmlichen Leidenschaft, so dafs er selbst Handel treibt, wenn er es gar nicht nötig hat, oder wenn auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Wo er seiner Herrschaft sicher ist, tritt er grausam und herzlos auf; im entgegengesetzten Falle kann er auch schmeicheln und sucht durch schöne Redensarten zu berücken. Indes pflegt er selten heftig zu werden, sondern trägt meist eine gleichmäfsige Ruhe zur Schau, bricht sein Zorn aber dennoch einmal los, so wird er zur reinen Bestie. Er vermeidet es in dringenden Fällen, eine bestimmte Antwort zu geben, macht stets Umschweife und hält sich eine Hinterthür offen. Unterstützt wird er hierin durch eine wahrhaft grofsartige Beredsamkeit; diese ist ihm angeboren, er erlernt sie nicht erst. Was darin geleistet werden kann, ist staunenswert — allerdings eignet sich die Sprache sehr zu freier Rede, da sie öftere Wiederholungen in veränderter Form gestattet und so den Redefluſs vor dem Stocken bewahrt. Fast alle besitzen diese Redegabe und ihre Ausdauer ist so grofs, dafs eine tagelange Rede nicht zu den Seltenheiten gehört. Um eine Probe der Hovasprache zu geben, lasse ich hier eine malgassische Übersetzung des „Vaterunser“ folgen:

Raini izay any an'danitra, hasino ny anaranao, ampandrosoy ny fanjakanao, atavy ny sitra ponao aty an'tany, tahaky ny any an'danitra. Omeo anay anio izay hanina sahaza ho anay, dry mamela ny trosanay, tahaky ny famelanay ny mitrosa aminay, ary aza mitarikia anay ho amy ni fakam'panahy, fa manafaha anay amy ny ratsy. — Fa anao ny fanjakana, sy ny hery ary ny voninahitra mandrakizay — Amena.

Wenn zwei Hova Streit miteinander haben, so entsteht eine wahre Redeschlacht; es sammeln sich vorübergehende und bilden gleichsam die Schiedsrichter. Jeder der Streitenden sucht den andern durch Redewendungen und Kniffe zu überbieten, der Kampf dauert unter dem Gelächter oder Beifall der Zuhörer oft stundenlang fort, und schliefslich trägt gewöhnlich der begabteste den Sieg davon.

Von Haus aus ist der Hova sehr eitel. Seine Putzsucht steht in

direktem Widerspruch zu seiner Unreinlichkeit und läfst sich nur so erklären, dafs ihm meistens der Besitz der Schmuckgegenstände genügt, denn er verläfst seinen Schmutz nur, um die schönen Sachen bei festlichen Gelegenheiten öffentlich zu tragen. An sich ist die Kleidung der Hova sehr einfach. Die Männer tragen auf dem kurzgeschornen Haar einen Strohhut; um die Hüften wird ein Stück gewöhnliches Baumwollenzeug mehrmals geschlungen und dann zwischen den Beinen durchgezogen — darüber wird der volkstümliche Lamba getragen, ein ungefähr 6 Meter grofses, gewöhnlich weifses Tuch, in welches sie sich nicht ohne Geschmack drapieren. Je nach den Vermögensverhältnissen des Trägers ist dieser Lamba von Rafia, Baumwolle oder Seide. Nur der Adel hat das Vorrecht, rote Farben zu tragen. Zur Vervollständigung des Anzugs gehört bei den Vornehmen ein Taschentuch, welches aber nur zum Staat in der Hand gehalten, und ein Regenschirm, der gewöhnlich als Sonnenschirm dient und bei schlechtem Wetter, wo er doch eigentlich am Platze wäre, sorgfältig zugeklappt unter dem Arm getragen wird.

Die Frauen gebrauchen denselben Hut wie die Männer, dagegen aber flechten sie ihr Haar in unzählige Zöpfe, welche dann, rosettenartig zu Knoten verschlungen, den Kopf umgeben, etwa in ähnlicher Weise, wie wenn sich unsere Frauen Locken aufwickeln. Als Unterkleid dient der sogenannte Saimbo, ein dem Lamba ähnliches Tuch, welches aber auf der Seite zusammengenäht ist und um die Hüften durch einen eigentümlichen, diesen Weibern geläufigen Knoten befestigt wird. Darüber kommt, wie bei den Männern, der Lamba. Dieses ist die landesübliche Tracht der Hova. In neuerer Zeit aber haben sie in den Städten angefangen, den Europäern nachzuahmen, wenigstens tragen viele Männer bereits Hemd und Beinkleid. Die Frauen aber scheinen sich gern einer Art von Leibchen zu bedienen, welches als Oberkleid zum Saimbo getragen wird. Am schwersten gewöhnen sie sich an Schuhwerk.

Vor einigen Jahren erschien eine Verordnung der Königin, worin sie den Wunsch aussprach, ihre Unterthanen möglichst nach europäischem Muster gekleidet zu sehen. Wenn nun dieselben ziemlich bereitwillig darauf eingehen, so liegt der Grund wohl mehr in ihrer Eitelkeit und Nachahmungssucht, als in den Bestrebungen der Missionäre; diese jedoch versäumen seltsamerweise keine Gelegenheit, das Verdienst dieser an und für sich unbedeutenden Neuerung für sich in Anspruch zu nehmen.

Wenn diesen Herren aber für etwas Dank gebührt, so ist es für

PERPUSTAKAAN NASIONAL

die Unterdrückung der Hahnen-, Hunde- und Stierkämpfe, welcher Sport den Hova von den Engländern aus Mauritius überbracht und bald mit solcher Leidenschaftlichkeit geübt wurde, dafs z. B. ein guter Kampfhahn bis zu 200 Mark und mehr bezahlt wurde.

Vom Eheleben dieses Volkes weifs ich nicht viel Gutes zu erzählen. Die Vielweiberei ist zwar auf höhern Befehl abgeschafft, jedoch nur dem Namen nach. Radama selbst hatte stets zwölf Frauen, und die aus jener Zeit überkommene Gewohnheit der Kebsweiberei hat so tiefe Wurzel im Volke geschlagen, dafs es wohl noch lange dauern wird, bis sie verschwindet, zumal die Versuchung so nahe liegt. Die Kinder wachsen in unmittelbarem Verkehr mit den Sklaven und Sklavinnen auf, und die Reden, die sie dort hören, sowie die oft kaum verhüllten unzüchtigen Handlungen, womit sich jene die Zeit vertreiben, sind wohl geeignet, ein junges Gemüt schon früh auf schlechte Gedanken und Abwege zu bringen. Das Verschachern junger Mädchen an Wüstlinge ist eine Unsitte, welcher wir noch überall begegnen, dazu kommt noch der Umstand, dafs den Mädchen, so lange sie nicht verheiratet sind, ein sehr freies Leben gestattet ist. Die Heirat selbst findet nach gegenseitiger Übereinkunft, ohne besondere Feierlichkeit statt, und wird auch ebenso leicht wieder gelöst. Viele Hova nehmen übrigens zum Schein eine Frau und vergnügen sich nebenbei nach Herzenslust mit ihren zahlreichen Maitressen. Im ganzen ist die Stellung des Weibes eine dem Manne gleichberechtigte, und die Behandlung eine gute. Wird eine Frau auf Nebenwegen ertappt, so hat der Mann das Recht, ihr zum Zeichen ihrer Schande die Haare abzuschneiden. Von Zuneigung und Liebe kann zwischen den Gatten keine Rede sein; ihre Zärtlichkeit ist eine, durch augenblicklichen Sinnestaumel bedingte und vorübergehende. Dagegen scheinen beide Eltern ihren Kindern zugethan, so lange solche noch klein sind. Später kümmern sie sich weniger um dieselben, so dafs sie sehr früh selbständig werden; ja es sind leider gewöhnlich die eignen Mütter, welche in empörender Weise die Reize ihrer kaum dem Kindesalter entwachsenen Töchter feilbieten. Die Umgangsformen zwischen Eltern und Kindern sind streng begrenzt. Im allgemeinen sind die Hova stolz auf ihre Nachkommenschaft, besonders auf solche männlichen Geschlechts. Gewöhnlich legt der Vater seinen Namen ab und nimmt den seines ersten Kindes an; heifst z. B. der Sohn Boto, so wird sich der Vater Rain'boto, Vater des Boto, nennen. Überhaupt herrscht bei der Wahl der Namen ein seltsamer Gebrauch;

PERPUSTAKAAN NASIONAL

so heifsen sehr oft angesehene Personen Rafiringa (Misthaufen) oder Rabetay (viel Mist). Diese Sitte oder vielmehr Unsitte solch häfsliche Namen anzunehmen rührt daher, dafs die Leute durch das Tragen schöner Namen den Neid des bösen Schicksals herauszufordern fürchten: gewifs ein lächerlicher Aberglaube. Gern gestehe ich zu, dafs die Hova ihren Eltern eine gewisse Ehrfurcht erweisen; überhaupt ist ihre Verkehrssprache, selbst im gewöhnlichen Leben, eine höfliche, um nicht zu sagen gewählte, besonders bei den höhern Ständen.

Man hat in letzter Zeit mit Unrecht darauf hingewiesen, dafs Ehescheidungen bei den Hova selten seien. Ich erwähnte schon, dafs es einerseits leicht sei, dieselben zu umgehen, anderseits aber giebt uns die Königin, als die höchste Person des Landes, gerade den schlagendsten Beweis des Gegenteils, denn es ist eine allgemein bekannte Thatsache, dafs der erste Minister bereits verheiratet war und grofse Kinder hatte, als dieselbe ihr Auge auf ihn richtete und beschlofs, ihn zu ihrem Gemahl zu erheben. Seine Ehe wurde einfach, trotz aller Protestation der Ministersgattin, getrennt, und als diese sich bei der Königin beschwerte, sie habe ihr den Mann gestohlen, wurde ihr, die sich nicht mit einer Summe Geldes abfinden lassen wollte, kurz mit dem Tode gedroht und bedeutet, die Königin sei Herrin in ihrem Lande und könne thun und lassen, was ihr beliebe. Dafs gerade in den höchsten Kreisen die Entsittlichung am gröfsten ist, beweist auch der Fall, dafs, während ein Sohn des ersten Ministers in Europa zu seiner Ausbildung reiste, sein Bruder sich dessen Gattin bemächtigte und von dem Betrogenen bei dessen Rückkehr mit einem Revolverschusse getötet wurde. Überhaupt scheinen diese Herren in Europa nicht viel Gutes gelernt zu haben, denn sie liefsen sich es zu wiederholten Malen einfallen, europäische Damen in Antananarivo mit ihren Zudringlichkeiten auf offener Strafse zu verfolgen, was zu sehr unliebsamen Erörterungen Anlafs gab, bis der Herr Papa den Betreffenden das Handwerk gründlich legte.

Gesellschaftlich zerfallen die Hova in drei getrennte Klassen:

Den Adel (Andrian),

den Bürgerstand (Hova)

und schliefslich die Sklaven (Andevo oder Ampory), wörtlich etwas, was man hinten hat).

Der Adel ist nur ein erblicher und kann unter keinen Umständen verliehen werden. Er ist, wie fast überall, so auch hier der bevorzugte Stand. Aufser dem Militär- und Beamtenstande, hat er auch haupt-

PERPUSTAKAAN NASIONAL

sächlich die Führung im Handel; der gröfste Kaufmann des Landes ist der erste Minister, dessen zahlreiche, nach tausenden zählende Sklaven die Geschäfte besorgen. Fehlt es irgendwie an Trägern zum Fortschaffen der Waren, so mufs das Volk dies als Frondienst besorgen, ohne auch nur die geringste Entschädigung, ja nicht einmal die Nahrung zu erhalten. Auf diese Art ist es allerdings leicht, reich zu werden.

Der Bürgerstand treibt den Kleinhandel, das Handwerk, und während der Adel die Viehzucht in grofsartigem Mafsstabe ausdehnt, ist dem Hova mehr der Ackerbau im kleinen überlassen. Es wurde schon erwähnt, dafs dieselben in technischen Fertigkeiten eine nennenswerte Geschicklichkeit besitzen, jedoch arbeiten sie ganz nach europäischem Muster. Die Gabe, selbst etwas zu erfinden, aus sich selbst heraus sich zu entwickeln, fehlt ihnen gänzlich. Würden ihnen die Vorbilder entzogen, so ständen sie ratlos, trotz ihrer grofsen Nachahmungsfähigkeit, und würden sicherlich dem Rückgang verfallen. Aus dieser Ursache mufs auch ernstlich bezweifelt werden, ob es diesem Volke jemals vergönnt sein wird, selbständig zu werden.

Wir kommen nun zu der dritten Gesellschaftsklasse, den Sklaven, einer Institution, welche wahrlich mit den Grundsätzen von Menschenrecht und Zivilisation wenig gemein hat.

Im Jahre 1820 wurde, wie oben angeführt, der Vertrag über die Aufhebung des Sklavenhandels zwischen Radama und Sir Robert Farquhar festgestellt. Dieser Vertrag bezog sich indessen nur ausdrücklich auf die Ausfuhr von Sklaven. Im Lande selbst blieb die Sklaverei unantastbar bestehen und ist noch heute dort in vollster Blüte. — Immerhin mufs es als ein bedeutender Fortschritt bezeichnet werden, dafs wenigstens die Freilassung der afrikanischen Neger, wenn auch mit vielem Widerstreben von seiten der Hova, im Jahr 1877 von den Engländern durchgesetzt wurde.

Die Sklaven zerfallen wieder in zwei Abteilungen.

Die erstere entstammt der Hovarasse selbst; es sind durch Verbrechen oder Schulden zu Sklaven gewordene Leute ihres Stammes.

Die zweite umfafst die Kriegsgefangenen (Andevo). Diese stammen meistens von den zu Radamas Zeiten gemachten Kriegsgefangenen ab, sind aber gegenwärtig so unter sich und mit den andern Sklaven gemischt, dafs man unter ihnen die verschiedensten Gesichtsbildungen und Färbungen antrifft und ihr Ursprung kaum mehr festzustellen ist.

Als dritte Abteilung schlofs sich an die beiden vorhergehenden die der nunmehr freigewordenen Mozambiqueneger an.

Gewöhnlich denkt man bei dem Worte Sklaverei unwillkürlich an mifshandelte Menschen, welche bei ungenügender Nahrung die schwersten Arbeiten verrichten müssen, welche nur zu leben scheinen, um gequält zu werden. Dem ist aber auf Madagaskar nicht so. Hier ist das Los der Sklaven nicht allein kein schlechtes, sondern sogar ein verhältnismäfsig glückliches. Der Sklave zählt zur Familie, er lebt in der unmittelbaren Nähe seines Herrn als sein Gesellschafter, Ratgeber und Freund. Diejenigen dagegen, welche die Viehzucht, den Ackerbau und die Handelsgeschäfte ihrer Herren besorgen, führen ein ganz unabhängiges Dasein, und niemand kann es ihnen ansehen, dafs sie Sklaven sind. Viele derselben besitzen ein bedeutendes Vermögen und unterhalten wiederum ihnen selbst gehörige Sklaven. Auch ist es ihnen gestattet sich loszukaufen. Freilich sind diese Menschen eine verkäufliche Ware, aber der Verkauf ist von ganz bestimmten Bedingungen abhängig und kann nur stattfinden, wenn die Familie eines zu verkaufenden Sklaven zustimmt, oder aber derselbe sich eines schweren Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht hat. Körperliche Züchtigungen sind sehr selten, überhaupt mufs das Vergehen schon ein grofses sein, wenn Strafen eintreten. Dabei werden gewöhnlich nur die Haare abgeschoren; Freiheitsstrafen sind ganz unbekannt, und statt ihrer wird der Verbrecher mit Ketten belastet. Solch ein Mensch ist aber keineswegs verachtet, sondern unterhält sich in aller Gemütlichkeit mit seinen Bekannten und geht und kommt nach Belieben. Ganz entschieden haben die Herren mit ihren Sklaven mehr Geduld, wie wir mit unsern Dienstboten, denn es kommt sehr oft vor, dafs ein Sklave tagelang in seinem Dienste fehlt oder fünf- bis sechsmal gerufen werden mufs, ehe es ihm auch nur einfällt zu antworten. Auch habe ich selten gehört, dafs den Sklaven bestimmte Befehle erteilt wurden, sondern sie werden in wohlwollendem Tone fast um das gebeten, was sie thun sollen. Man würde sich indes arg täuschen, wollte man annehmen, diese gute Behandlung der Sklaven entspringe einem Gefühle von Menschenliebe; das ist durchaus nicht der Fall. Der Herr hat einfach in ihnen ein bedeutendes Kapital stecken und behandelt sie gut, sowohl um sie lange dienstauglich und fortpflanzungsfähig, also wertvoll, zu erhalten als auch, um sie am Davonlaufen zu verhindern. Es gehört zur guten Sitte, dafs eine vornehme Person auf ihren Ausgängen, je

nach ihrem Geschlecht, von möglichst viel männlichen oder weiblichen Sklaven gefolgt wird. Diese Sitte ist so im Volke eingewurzelt, dass sich mir, wenn ich allein ausging, oft 12 bis 15 Leute aus freiem Antriebe anschlossen, nur um den Anstand zu wahren; es ist ihnen ganz unerträglich, eine Standesperson allein wandeln zu sehen. In den von Europäern bewohnten Städten vermieten die Herren ihre Diener an dieselben und ziehen so aus ihnen einen schönen Vorteil. Diese gemieteten Sklaven sind aber sehr unzuverlässig und empfindlich und laufen bei der geringsten Veranlassung, und auch oft ohne eine solche, davon. Mittags gehen sie stets einige Stunden nach Hause, um zu schwatzen, ein Schläfchen zu halten oder sich von ihren Weibern den Kopf krauen zu lassen. Des Nachts kann man sie nie im Hause halten, da sie durchaus bei den Ihrigen schlafen wollen. Der Malgasche, sobald er geschlechtlich reif ist, beansprucht es als ein Recht, seinen Neigungen jeden Abend frönen zu können. Die Zumutung, sich dessen zu enthalten, wäre für ihn etwas ganz Ungeheuerliches, er würde sie gar nicht einmal begreifen. Ich habe der Sklavenfrage auf Madagaskar in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" eine längere Arbeit gewidmet, auf welche ich diejenigen aufmerksam zu machen mir erlaube, welche sich näher für eine Sache interessiren, welche hier nur flüchtig zu berühren mir der Raum gestattet.

Als am nächsten mit der Sklaverei verwandt können wir eine andere Institution des Hovareiches betrachten, welcher dieses zwar seinen Ruhm verdankt, aber mit der es trotzdem schlecht genug aussieht: ich meine die Armee.

Während die Sklaven doch von ihren Herren ernährt und gut behandelt werden, erhält der arme Soldat weder Sold, noch Kleidung, noch Nahrung. Die höheren Stände, welche vermögend sind und Sklaven besitzen, die ihre Geschäfte betreiben, werden davon weniger berührt als der gemeine Soldat, welcher oft Familienvater ist, dem Dienste seine ganze Zeit widmen muſs und doch auf Nahrung für sich und die Seinen bedacht sein soll. Diese Leute sind geradezu gezwungen zu stehlen, um leben zu können; sie stehlen denn auch im Verein mit ihren Offizieren so viel als möglich vom Zehnten, welchen sie für die Königin eintreiben, sie machen allerlei Unterschleife, Winkelgeschäfte und üben Erpressungen, um ihr elendes Dasein erhalten zu können. Diese Armee ist in keiner Weise mit irgend einer europäischen vergleichbar. Schon der Mangel an einheitlicher Kleidung und Uniformen

läfst sie buntscheckig erscheinen. Die Soldaten sind mit Lanzen und alten Steinschlofsflinten ausgerüstet und marschieren stets im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, was durch die schmalen Pfade des Landes bedingt wird. Das Lächerlichste, was man erblicken kann, sind aber die Offiziere. Die meisten sind mit altem, abgetragenem Kram aus unsern Theatern und Kunstreiterbuden geschmückt, welche ihnen europäische Händler für teures Geld verkaufen. Ohne alle Rücksicht auf Gradabzeichen sieht man oft einen untergeordneten Offizier in der verblichenen Uniform eines englischen Obersten umhertrippeln, während sein Chef sich im Kostüm eines Harlekin wichtig macht. Dazu kömmt noch die eigentümliche Gewohnheit, das Hemd über dem Beinkleid zu tragen, ein Anblick, der auf unsere Lachmuskeln seine Wirkung niemals verfehlt, um so mehr als die Betreffenden unendlich ernst und gravitätisch, im Vollgefühl ihres Wertes, daherschreiten. Nur bei jenen Truppen, welche den Dienst in unmittelbarer Nähe der Königin versehen, hat man in letzter Zeit angefangen, kurze Beinkleider mit dem weifsen Lamba einzuführen, wodurch dieselben sich sehr zu ihrem Vorteil von ihren Kameraden auszeichnen.*) Die Disziplin läfst bei einer solchen Truppe natürlich auch viel zu wünschen übrig. Auf Pünktlichkeit im Dienst, Sauberkeit u. dgl. wird wenig geachtet; oft fehlt über die Hälfte, wenn es sich um einen Ausmarsch handelt, und man sieht viele auch noch auf dem Wege rechts und links entweichen, wenn es ihnen langweilig wird, weiter mit zu ziehen. Nur für schwere Fälle, z. B. Flucht vor dem Feinde, giebt es harte Strafen. Unter Radama wurden solche Soldaten, welche nicht standhielten, lebendig verbrannt. Die Festungen sind zum Teil aus Geröll erbaut, zum Teil bestehen sie nur aus einer dreifachen Reihe von starken Palissaden, zu denen ganze Baumstämme genommen werden. Die wenigen Kanonen, welche sich in denselben befinden, sind uralter Konstruktion und würden im Falle eines Krieges kaum brauchbar sein, da sie ohne Lafetten verrostet im Sande liegen. Überhaupt könnte ein solches Bollwerk dem Feuer europäischer Geschütze kaum eine Stunde Widerstand leisten, ohne in einen Trümmerhaufen verwandelt zu werden. Da die Hova möglichst in allem den Europäern nachäffen

*) Diese Truppen besitzen auch einige Tausend Hinterlader, welche in allerletzter Zeit eingeführt wurden und ihre Offiziere sind ziemlich anständig gekleidet.

wollen, so haben sich einige der reichsten Offiziere kleine Pferde aus Mauritius kommen lassen, auf denen sie Figuren abgaben, ähnlich wie man sie auf unsern Affentheatern erblicken kann. Ganz davon abgesehen, dafs ihnen jedes Verständnis für die Pflege und Behandlung eines so edlen Tieres, wie das Pferd, abgeht, erträgt letzteres das Klima nicht und geht in kurzer Zeit zu Grunde. Ein Versuch in Antananarivo, Pferde zu züchten, mifslang gänzlich, da die Nachkommenschaft ganz entartete, eselartige, schwächliche und völlig unbrauchbare Tiere abgab. Das Klima ist hierzu zu feucht und es fehlt vor allen Dingen an geeignetem Futter. Im allgemeinen sind die Hova schlechte Schützen. Sie laden ihre Flinte viel zu stark mit Pulver, und anstatt sich beim Zielen vorzubeugen, legen sie sich ganz zurück, halten auch den Kolben unter das Kinn, ohne ihn fest anzulegen. Dadurch und durch die starke Pulverladung erhalten sie so gewaltige Stöfse, dafs sie, wenn viel geschossen wird, im Gesicht und an den Schultern grofse blaue und angeschwollene Stellen bekommen. Mit dem Säbel können sie gar nicht fechten und auch im Gebrauch der Lanzen, dieser in den Händen der wilden Stämme so fürchterlichen Waffe, sind sie höchst ungeschickt. Trotz all dieser Nachteile sind sie den übrigen Malgaschen doch sehr überlegen, und zwar allein durch den Besitz einer gröfsern Menge von Feuerwaffen, denn unter den unabhängigen Stämmen kommt oft nur auf einige hundert Männer eine Flinte.

Vergebens war ich bis jetzt bestrebt, mir einen klaren Begriff davon zu machen, auf welche Weise die Verwaltung dieses Landes vor sich geht. Es giebt keine geschriebenen Gesetze, Verordnungen und Instruktionen; wenigstens sind solche nirgends im Besitze der Gouverneure und Beamten. Dennoch läfst sich eine gewisse Ordnung nicht verkennen. Das Ganze trägt ein Gepräge gewisser einheitlicher Grundsätze, als ob eine mächtige Hand mit unwiderstehlicher Kraft hier leitend eingriffe. Das ist auch so. Diese eiserne Hand ist ein Despotismus, so grausam und so schrecklich, dafs es ihm gelingt, auszuführen, was geordnete Gesetze und eine gewissenhafte Beaufsichtigung kaum vermöchten. Der Beamte, besonders der höhere, weifs es genau, dafs er beim Abweichen vom graden Wege dem Tode verfallen ist, und diese beständige Furcht vor einem schrecklichen Schicksale zwingt ihn zur Pflicht. Ich mufs mich hier genauer ausdrücken. Diese schonungslose, eiserne Tyrannei bezieht sich weit weniger auf die Einzelheiten der Verwaltungszweige, als auf das von den Hova angenommene Prinzip

des Regimentes selbst. Das Hovareich steht keineswegs fest auf eignen Füfsen; es schlummert da der Parteienhafs, es wühlen die Europäer, es hetzen die wilden Stämme. Gar leicht möchte einem einflufsreichen und beliebten Truppenführer hier ein Feld zu grofsen Thaten sich öffnen. Das alles weifs die herrschende Partei, und wenn ich daher sage, dafs die Todesfurcht die Beamten zur Pflicht zwingt, so ist dadurch keineswegs ausgeschlossen, dafs dieselben nicht stets Unterschleife treiben und den Staatssäckel benachteiligen, aber es wird doch unbedingt erzielt, dafs diese unehrenhaften Handlungen nicht in so grofsartigem Mafsstabe ausarten, dafs dadurch Unordnung im Gange der Staatsmaschine einträte oder gar Gefahr für dieselbe entstände. Ganz kann der Hova das Stehlen nicht lassen; bis zu einem gewissen Grade wird auch von oben herunter ein Auge zugedrückt, denn man weifs, dafs nur so lange die betreffenden Angelegenheiten für den sie verwaltenden Beamten von Interesse sind und er ihnen eine peinliche Sorgfalt widmen wird, als er selbst dabei seinen Vorteil findet, zumal er vom Staate keine Bezahlung erhält. So bin ich überzeugt, dafs ein Prozent der königlichen Einkünfte den Beamten auf diese Weise überlassen wird. Dieser Raub ist ihnen gleichsam stillschweigend bewilligt. Es soll zwar ein kleiner Teil der Staatseinkünfte auf sie verteilt werden, derselbe wandert aber meistens in die Taschen der Chefs. Um sich nun schadlos zu halten, plagen die Betrogenen wieder ihre Untergebenen und das Volk. Ist ein hoher Staatsbeamter reich geworden, so wird er gewöhnlich nach Antananarivo bestellt und dann dort des Betruges angeklagt; um nur los zu kommen und seine Haut zu retten, giebt dann derselbe willig die Hälfte seines Geldes heraus, welches in den Schatz der Königin fliefst. Daher verstecken die Gouverneure an der Küste alle ihre Kostbarkeiten sehr sorgfältig und geben sich den Anschein der Armut, denn wenn die Königin von einem Gegenstande hört, der ihr neu ist oder der ihre Habgier reizt, so schickt sie sofort ihre Abgesandten zu dem unglücklichen Besitzer. Weit entfernt davon, den Gegenstand mit Beschlag zu belegen oder zu verlangen, äufsern diese nur sehr höflich, wie glücklich sich Ihre Majestät im Besitz einer so wertvollen Sache fühlen würde. Dieser zarte Wink wird natürlich sofort verstanden und das Objekt wandert als Geschenk nach Antananarivo. In dieser abscheulichen Weise schröpfen dann die Gouverneure ihrerseits wieder ihre Untergebnen. Soweit wird alles mit Geld oder Geschenken abgemacht. Hat aber ein hoher Beamter,

wie oben angedeutet, den Verdacht auf sich gezogen, den höchsten Interessen entgegen zu handeln, oder wird ein Truppenbefehlshaber zu einflufsreich, dann ist sein Schicksal stets entschieden. Die ganze Geschichte wird aber so geräuschlos und höflich abgemacht, dafs man jahrelang auf Madagaskar leben kann, ohne davon Kenntnis zu haben. In einem solchen Falle nämlich erscheint eine Gesandtschaft der Königin, welche vorerst dem Betreffenden deren Zufriedenheit ausspricht und ihren Dank für seine gewissenhafte Amtserfüllung. Darauf findet ein Festessen statt, woran alle am Platze befindlichen Offiziere teilnehmen. Hier wird dem Verurteilten nun eine Frucht oder ein Becher mit einer Flüssigkeit überreicht als Geschenk der Königin und Zeichen ihrer Gnade mit dem Ersuchen, die Frucht zu essen oder den Becher auf ihr Wohl zu leeren. Jetzt geht allerdings dem Unglücklichen, der wohl schon früher ähnlichen Fällen beigewohnt haben mag, ein Licht auf, und nun tritt das Unerhörte ein, welches beweist, von welch allmächtiger Gewalt der Despotismus sein kann, wenn er von Jugend an die Freiheit des Denkens und Handelns unterdrückt hat. Zitternd setzt der dem Tode Verfallene den Becher an die Lippen, trinkt mit dem Rufe: Es lebe die Königin! und zieht sich dann zurück, um zu sterben. Freilich wäre er im Weigerungsfalle gleichfalls verloren, denn unter dem Vorwande, nicht auf das Wohl der Königin trinken zu wollen, würde er sofort als Verräter von Lanzen durchbohrt niedersinken.

Man sollte meinen, ein Mann und hauptsächlich ein Soldat würde letztern Tod vorziehen; es ist aber kein Fall bekannt, das ein zum Giftbecher vielleicht schuldlos Verdammter diesen in einem Gefühl entrüsteter Aufwallung zerschmettert hätte. Nein, der Hova bleibt gehorsam und — anständig bis in den Tod! Sich zu widersetzen kömmt ihm gar nicht einmal in den Sinn.

Für die gewöhnliche Rechtspflege ist in jedem gröfsern Orte ein eigner Richter angestellt, welcher mit seinen Gehülfen, oder richtiger gesagt Lehrlingen, so ziemlich nach Belieben schaltet und waltet. Gerichtsverhandlungen sind auch auf Madagaskar sehr kostspielig. Es giebt zwar keine bestimmte Taxe, aber gerade dadurch werden die Kosten noch viel gröfser, denn bei der grofsen Käuflichkeit des Richterstandes handelt es sich schliefslich nur darum, wer am meisten bietet; dieser gewinnt ganz gewifs seinen Prozefs und der andere hat das Nachsehen. Bei Prozessen, welche in der Hauptstadt unter den Grofsen des Reiches ausgefochten werden, gehen die geopferten Summen geradezu ins Unglaubliche.

Die gegenwärtige Landesverwaltung scheint hauptsächlich zwei Punkte im Auge zu haben: Erstens ist sie darauf bedacht, möglichst viel Abgaben und Steuern für den königlichen Schatz einzutreiben, und zweitens sucht sie zur Erhaltung ihrer Herrschaft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Land von äufserem Einflufs und Verkehr abzuschliefsen und letzteren ganz auf diejenigen Punkte zu beschränken, welche eine genaue Beaufsichtigung gestatten.

Der Hova hat das richtige Gefühl, dafs er nur so lange Herr seines Landes sein wird, als die von ihm unabhängigen Völker Madagaskars in der Barbarei leben und es den Europäern nicht gelingt, eine genaue Kenntnis des Landes zu erwerben. Er ahnt instinktiv, dafs, sobald Verkehrswege, Strafsen und Brücken es dem weifsen Manne gestatten, sich mit seinen Soldaten und Kanonen im Lande fortzubewegen, die letzte Stunde der Hovaherrschaft geschlagen haben wird. Und so bietet uns denn jene grofse Insel den überraschenden Anblick, weder einen gebahnten Weg noch eine Brücke zu besitzen. Auf schlechtesten Pfaden, so wie das Wild sie auf dem Wechsel bildet, findet der Verkehr statt. Auf elenden, ausgehöhlten Baumstämmen, welche als Fahrzeuge dienen, wird der lebensgefährliche Übergang über die von Krokodilen wimmelnden und oft sturmbewegten Fluten der Flüsse bewerkstelligt. Meilenweit geht es über Felsen und Klippen, meilenweit dann wieder durch grundlose Sümpfe und Moräste, und kein europäisches Lasttier vermöchte jene halsbrecherischen Bahnen zu verfolgen; wer sie beschreiten will, mufs ein Kind jener Berge und Thäler sein.

Im Anfange seiner Regierung schien Radama geneigt, Wege und Kanäle einzurichten, ja sogar aus der Zeit Ranavalonas I. finden wir einige Trümmer von steinernen Brücken in der Nähe der Hauptstadt. Als man aber anfing, die Absichten der Europäer zu durchschauen, da wurde mit aller Gewalt jedem Fortschritt in dieser Beziehung entgegen getreten. „Die Wegelosigkeit unseres Landes und der General Tazo (das Fieber) sind unsere besten Feldherren, ihnen überlassen wir getrost die anrückenden Europäer, sie werden ihre Schuldigkeit thun," war der bekannte Ausspruch der Hovakönigin.

Ganz besondere Schwierigkeiten werden, wie eingangs erwähnt, dem Reisenden und Forscher entgegen gestellt, da sein Streben nicht begriffen und er lediglich als politischer Spion betrachtet wird. Wer einmal diesen Verdacht der Hova auf sich gelenkt hat, dem wird das

PERPUSTAKAAN NASIONAL

Reisen sauer genug gemacht, und es gehört viel Mut und Aufopferung dazu, um sich nicht ganz abschrecken zu lassen. Die Schwierigkeiten, welche sich entgegen stellen, sind zahlreicher und verschiedenster Natur. Zuerst wird gewöhnlich im Geheimen bei schwerer Strafe verboten, in die Dienste eines solchen Weifsen zu treten. Setzt dieser dennoch seine Abreise durch, so wird den Leuten Befehl erteilt, ihn in unwirtlicher Wildnis heimlich im Stiche zu lassen, beim Übersetzen der Flüsse seine Kisten ins Wasser zu werfen u. s. w. Oft werden dem Reisenden Wunderdinge erzählt von seltenen Tieren, welche sich 7 bis 8 Tagereisen im Innern befinden sollen. Erreicht er aber unter unendlichen Schwierigkeiten und oft wochenlang absichtlich irre geführt den Ort, so findet er nichts. Soll ihn da die Enttäuschung nicht fast mutlos machen? Wohnt er an einem Orte, an dem er aus politischen Gründen nicht gern gesehen wird, so werden die Einwohner gegen ihn aufgehetzt und ihnen verboten, ihm Lebensmittel zu verkaufen, oder es bricht Feuer in seiner Hütte aus. Ist er aber gar zu hartnäckig und auf keine Art zu bezwingen, dann giebt es noch ein Mittel, dem auch der Stärkste nicht widersteht und dem viele erlagen: Das Gift.

Was den Reisenden ganz besonders erschöpft, sind die grofsen Fufswanderungen in den pfadlosen Wildnissen. Es giebt zwar auf Madagaskar eine verhältnismäfsig bequeme und schnelle Art zu reisen, aber sie ist nur da anwendbar, wo der Weg einigermafsen gebahnt und frei von Hindernissen und Buschwerk ist. Diese Art zu reisen geschieht vermittelst eines Tragsessels, Filanzana genannt. Dazu gehören 8 bis 12 kräftige Leute als Träger, welche sich alle paar Minuten ablösen und zwar ohne anzuhalten, so dafs man immer im Gange bleibt. Hat man eine hinreichende Anzahl solcher Träger, so laufen dieselben stets und zwar schneller als bei uns ein Wagen im Trabe fahren kann. Sie legen leicht 60 Kil. am Tage zurück und halten diese Touren wochenlang aus.

In ähnlicher Weise geschieht auch die Beförderung der Waren, nur dafs dabei gewöhnlich jeder einzelne Mann seine Last trägt. Es tritt hier eine Kraftentwickelung zu Tage, welche erstaunlich ist. Manche Träger vermögen bis zu 150 Pfd. und mehr zu tragen. Viele beladen sich z. B. mit fünf getrockneten Ochsenhäuten, und so bepackt gehen sie eine Art Pafsgang, der ungemein fördert. Die Last wird in zwei gleiche Hälften geteilt und an beide Enden eines dicken, ungefähr sechs Fufs langen Bambus festgeschnürt. Im Innern dieses Bambus

birgt der Mann den Reis, der ihm unterwegs als Nahrung dienen soll. Beim Tragen wird alle Augenblicke mit den Schultern gewechselt und zwar geschieht dies, indem der Träger den Kopf bückt und der Ladung einen Ruck giebt, wodurch dieselbe, den Nacken gleichsam als Achse benutzend, auf die andere Schulter hinüber fliegt. Viele Leute haben auf den Schultern dicke, verhärtete Geschwulste, welche sich durch den beständigen Druck gebildet haben, aber schmerzlos sind und dem Bambus gleichsam als Unterlage und Polster dienen. Für den Weg von Tananarivo nach Tamatave, welcher in 10 bis 12 Tagen zurückgelegt wird, erhält der Mann 10 Mark. Macht man diese Reise in dem oben erwähnten Filanzana, so gebraucht man dagegen nur 6 Tage. Diese Träger sind ohne Ausnahme Hovasklaven.

Nach Aufzählung so vieler Schattenseiten im Charakter der Hova gereicht es mir zur Genugthuung, auch eine Tugend derselben erwähnen zu können, welche sie in hohem Grade besitzen und worin sie uns übertreffen und sogar beschämen könnten. Ich meine ihre unbegrenzte Gastfreundschaft. Ich möchte denselben wenigstens eine gute Eigenschaft lassen und will daher Gnade für Recht ergehen lassen und nicht untersuchen, ob auch dieser Regung edlen Gefühles unlautere und gewinnsüchtige Motive unterliegen. Freilich hörte ich oft behaupten, dafs die Hova nur gastfrei seien in der Hoffnung, durch Gegengeschenke den Wert ihrer Mühe und Auslagen doppelt ersetzt zu bekommen. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dafs diese Sitte den Fremden angenehm berührt und ihm auch zu statten kommt in einem Lande, wo es keine Gasthäuser giebt, und zumal wenn er erschöpft und hungrig anlangt im einsamen Gebirgsdorfe. Nachdem er sich müde unter dem Schuppen, der gewöhnlich als Versammlungsort dient und in keinem Orte fehlt, niedergelassen hat, erscheint bald eine Abordnung der Ältesten der Gemeinde und überreicht ihm ein Geschenk, gewöhnlich aus Reis und Geflügel bestehend. Gilt der Ankömmling für eine hohe Person, so wird ihm auch wohl ein Ochse dargebracht. Der Ochse gilt überhaupt auf Madagaskar für das anständigste Geschenk. Ich bitte deshalb, darin nicht etwa von seiten der Hova eine ironische Anspielung auf die geistigen Fähigkeiten eines grofsen Mannes sehen zu wollen.

Die Überreichung der Gabe wird stets mit einer langen Rede eingeleitet und geschieht dann schliefslich im Namen der Königin, des ersten Ministers, der hohen Würdenträger des Reiches, des Ortsvor-

standes u. s. w. u. s. w. Nach der Mahlzeit macht man ein Gegengeschenk, welches natürlich im Werte den erhaltenen Gegenständen gleichstehend ist, man ist aber hierzu nicht verpflichtet. Kommt im übrigen ein Pilger müde und hungrig in ein Dorf, so hat er das Recht, in die erste, beste Hütte einzutreten und dort am Mahle teilzunehmen. Niemand wird ihn fragen, woher er kommt, wohin er geht. Erst wenn er gesättigt ist, steht es ihm frei zu erzählen, was er etwa Neues weifs; gewöhnlich ist das so der Brauch. Will er aber keine Auskunft geben, so mag er in Frieden ziehen, niemand wird ihn belästigen.

Die Hova haben eine Vorliebe für das Anrichten von Gastmählern. Sie brüsten sich gar damit, es den Europäern darin gleich thun zu können. Bei festlichen Anlässen, z. B. bei der Ankunft eines Kriegsschiffes, werden dann die Offiziere desselben von dem Platzkommandanten gewöhnlich eingeladen. Bei solchen Gelegenheiten geht es ziemlich steif her. Die Hovaoffiziere sitzen in ihren schon beschriebenen Uniformen höchst würdevoll bei Tische, entwickeln aber in der Regel einen ganz erstaunlichen Appetit. Sie versäumen nicht, in beinahe ängstlicher Weise, eine Menge Toaste zu bringen, wobei stets im Beginn der Mahlzeit mit der Königin von Madagaskar der Anfang gemacht wird, und zwar seltsamerweise wird dazu Liqueur getrunken, wenn solcher vorhanden ist. Manchmal kommen bei solchen Gelegenheiten lächerliche Mifsverständnisse vor. Ich wohnte vor mehreren Jahren einem solchen Festmahl bei, bei welchem sich die als Senftöpfchen aufgestellten Gefäfse mit Stiefelwichse gefüllt erwiesen, ein Irrtum, der durch die Ähnlichkeit der Behälter hervorgerufen war, in welchen beide Substanzen von den Engländern eingeführt werden. Die Aufschrift zu lesen war niemand eingefallen. Ähnlich erging es mir bei einer grofsen Mahlzeit, welche ein alter Gouverneur ganz im Süden Madagaskars mir zu Ehren hatte anrichten lassen. Der gute Mann hatte sein langes Leben in den einsamen Bollwerken an der Grenze des Reiches zugebracht und war wenig mit den Sitten und Bedürfnissen zivilisierter Menschen bekannt. Diese drangen zu ihm wie Märchen aus einer andern Welt. Gewöhnlich entsandte er alle paar Jahre einmal einige Diener, um Einkäufe für seine Haushaltung zu machen. Diese kauften aufs Geratewohl, was sie für geeignet hielten oder was ihnen zufällig gefiel. So traf ich denn bei dem freundlichen Alten ein merkwürdiges Tafelgerät von allen denkbar veralteten Formen, in allen Farben und aus allen möglichen Gefäfsen zusammengesetzt. Wer

aber beschreibt mein Entsetzen, als ich in der Mitte der Tafel einen mit Suppe gefüllten Topf prangen sah, einen Topf, welcher sich an dieser Stelle merkwürdig kühn ausnahm! o, unschuldig kindliches Gemüt, wer hätte dir deine Illusionen rauben, deine Freude stören wollen durch Herabwürdigung des schönsten Schmuckes deiner so sorgfältig bestellten gastlichen Tafel! Nur der Irrtum ist das Leben! So lebe denn noch lange weiter, guter Alter, und erfreue dich noch viele Jahre an deinem schönen — Suppentopfe! Ähnliche Fälle könnte ich noch viele anführen, doch ich will niemand damit ermüden.

Es bleibt mir zum Schlusse noch übrig, einen Blick auf die Produktion des Landes zu werfen und auf die Handelsbeziehungen, welche sich im Laufe der Zeit zwischen Madagaskar, Europa und den Kolonien entwickelt haben. Jene drei Städte auf Madagaskar, welche die Sitze der Kulturbestrebungen sind, bilden auch die Haupthandelsplätze der Insel, und zwar nimmt unter ihnen Tamatave als Hafenplatz den ersten Rang ein; daselbst konzentriert sich der Handelsverkehr zwischen Madagaskar und dem Ausland.

Ich muſs hier erwähnen, daſs ich mich an die Ostküste halte, da an dieser der Handel am bedeutendsten ist, und da ich auch nur diese aus persönlicher Anschauung kennen gelernt habe. Es giebt zwar an verschiednen, im geographischen Teil dieser kleinen Arbeit erwähnten Punkten dieser Küste vereinzelte Kaufleute, welche direkten Verkehr mit Mauritius und Bourbon unterhalten, aber meistens wohnen dort nur Kleinhändler, welche ihre Waren vermittelst Küstenschiffchen von 20 bis 40 Tonnen Gehalt nach Tamatave schaffen und dort an die europäischen Häuser verkaufen. Leider gehören diese Leute, welche aus Europäern und Kreolen zusammengesetzt sind, vielfach einer Klasse an, welche man bei uns wohlweislich hinter Schloſs und Riegel zu verwahren pflegt, kurz gesagt, sie bestehen aus dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft, aus entlaufenen Matrosen, geflüchteten Verbrechern und ähnlichem Volke, welches hier ein Asyl gefunden hat. Diese Elemente eignen sich aber gar wenig zur Zivilisation und Veredlung eines Volkes. Jene Leute brachten Laster und Gewohnheiten mit, welche unter dem verhältnismäſsig harmlosen Küstenvolke bis dahin unbekannt waren, sie gaben ein sehr böses Beispiel, und wo die Eingebornen bis dahin noch gut und ehrlich waren, da haben sie von diesem Gesindel Roheit und Sittenlosigkeit, Betrug und böse Leidenschaften gelernt. Besonders die Kreolen von Mauritius

und Bourbon sind es, welche als gemeine Spitzbuben und ehrlose Wüstlinge vom verderblichsten Einflusse für ihre Umgebung wurden. Sie sind tief unter die Malgaschen herabgesunken und haben an vielen Orten das Ansehen des weifsen Mannes vollständig untergraben, denn der unwissende Halbwilde beurteilt ja nach ihnen natürlich die ganze Rasse.

In Tamatave finden wir einige grofse Handlungshäuser, unter denen hauptsächlich je ein deutsches, ein englisches, ein französisches und ein amerikanisches hervorragen. Von den Hova wird ein Einfuhrzoll von 10% teils in natura, teils in Geld erhoben. Die ausgeführten Produkte sind für Europa hauptsächlich: Kautschuk, Häute, Talg, Wachs, Kaffee, etwas Vanille und Gummiharze. Nach den Kolonien hingegen gehen: Ochsen, Schweine, Schmalz, Reis, Matten und Mattensäcke, letztere zum Verpacken des Rohzuckers in ungeheurer Anzahl.

Eingeführt werden aus Europa: Baumwollstoffe, weifse, blaue und farbige in grofser Menge; ferner feinere Stoffe in geringerem Mafsstabe; gewöhnliches Tafelgerät; Wein, Konserven, grobes Salz in grofsen Quantitäten; fertige Kleider und Schuhzeug, Nägel, Sägen, umflochtene Glasballons zum Transport von Flüssigkeiten, Säuren zur Bereitung von Kautschuk, Weifsblech, Halsschmuck aus Glasperlen und eine Menge zum täglichen Leben gehöriger Gegenstände, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Aus den Kolonien und zwar aus Mauritius wird dagegen vorzugsweise der aus Zuckerrohr bereitete Rum nach Madagaskar gebracht. Es liegt auf der Hand, dafs der Handel noch in den Kinderschuhen steht. Dies erhellt schon daraus, dafs eigentlich nur ein winzig kleiner Teil der Insel daran beteiligt ist. An vielen Orten wird noch das Rindfleisch mit der Haut zerlegt, da dieselbe gar keinen Wert hat. Immer noch werden Schaf- und Ziegenfelle zu tausenden fortgeworfen, weil eine Benutzung derselben im Lande nicht stattfindet. Die Produktionsfähigkeit liefse sich ungeheuer steigern, wenn eben regelmäfsig verteilte Absatzquellen vorhanden wären, aber da niemand den Eingebornen ihren Reis und ihre übrigen Dinge abkauft, so pflanzen sie natürlich nur so viel, als sie selbst gebrauchen können. Umgekehrt sind die Bedürfnisse dieser Menschen noch gering; sind sie erst in der Kultur weiter fortgeschritten, so wird eine vermehrte Thätigkeit die notwendige Folge ihrer vermehrten Ansprüche an die Bequemlichkeiten des Lebens sein.

Die Ausbeutung der Wälder ist gesetzlich von den Hova ver-

PERPUSTAKAAN NASIONAL

boten. Nicht eben zur Schonung derselben, sondern aus Furcht, dafs durch Ausnutzung der Wälder das Innere des Landes den Europäern bekannt würde. Hier sind noch Millionen zu erwerben — und Millionen werden in der leichtsinnigsten Weise vernichtet, weil die Malgaschen zum Zwecke der Reispflanzung die prachtvollsten Urwälder meilenweise niederbrennen, da hier die Erde fruchtbar ist. Niemals bebauen sie einen Acker 2 Jahre nacheinander, sondern brennen alljährlich neue Strecken des herrlichen Hochwaldes mutwillig herunter. Wohin wird das noch führen?

Von Bergbau finden wir auf Madagaskar noch keine Spur. Auch hier tritt die Hovaregierung allen Versuchen streng entgegen.

Die Ausfuhr von Kühen ist verboten, weil die Hova in ihrer Weisheit glauben, wir besäfsen diese Tiere nicht, und wenn dies erst der Fall sei, so könnten wir uns dann selbst die Ochsen züchten und würden also keine mehr von ihnen kaufen. Ein ähnliches Verbot bestand bis vor kurzer Zeit auch aus demselben Grunde für Reis in Hülsen; davon sind sie zurückgekommen, seit sie wissen, dafs auch in Indien diese Körnerfrucht angebaut und nach Mauritius gebracht wird.

Es ist die Aus- und Einfuhr von Waffen und Pulver streng verboten; trotzdem werden diese Dinge bei jedem Europäer in Tamatave feilgeboten. Auf den Schmuggel ist nämlich keine Strafe gesetzt und dadurch natürlich demselben Thür und Thor geöffnet. Wird jemand ertappt, so hat er einfach die Steuer nachzubezahlen, weiter zieht die Sache keine Unannehmlichkeiten nach sich; also verlohnt es sich ja immer einmal zu probieren.

In den letzten zehn Jahren hat man verschiedene Versuche gemacht zum Anbau des Kaffees und der Vanille. Ich mufs leider feststellen, dafs fast alle diese Bestrebungen mifslungen sind. Die Hauptschuld lag daran, dafs man aus Unkenntnis der Sache für den Kaffee ungünstige Orte wählte. Ich habe dieser Angelegenheit Jahre hindurch eine grofse Aufmerksamkeit gewidmet und kann demnach behaupten, dafs der Kaffee auf Madagaskar vorzüglich gedeiht, jedoch nicht an der Küste, deren Klima er auf die Dauer nicht verträgt, sondern wenigstens eine Tagereise davon entfernt auf einer bedeutenden Höhe. Die dort angestellten Versuche sind stets geglückt. Ähnlich ging es dort mit den Vanillepflanzungen, nur mag hier hauptsächlich die Ungeschicklichkeit der Bebauer selbst die Schuld tragen, da bei dieser Pflanzung, wie eine in der Nähe Tamataves unter kundiger

Hand gedeihende Besitzung beweist, weniger klimatische und Höheneinflüsse in Betracht kommen.

Dagegen gedeiht vorzüglich und überall die Zuckerrohrpflanzung. Schon unter Ranavalona I. befanden sich von Kreolen angelegte Zuckerfabriken in Madagaskar, wurden jedoch durch politische Wirren wieder zerstört. In neuester Zeit nun ist wieder eine solche in der Nähe von Ivondro errichtet worden, und so viel mir bekannt, wird dieselbe mit Erfolg betrieben.

Der ganze Handel auf Madagaskar ist heute vorwiegend ein Tauschgeschäft, also Landesprodukte gegen europäische Waren. Aber in letzter Zeit fängt der Eingeborne an, vorzugsweise bares Geld als Zahlung zu verlangen, weil ihm der Absatz der empfangenen Waren oft zu umständlich ist. Die Zahlung in barem Gelde aber wird ungemein durch den Umstand erschwert, dafs in Madagaskar blofs die französischen Fünffrankenstücke angenommen werden. Dadurch steht natürlicherweise auf denselben stets ein hohes Agio, und es ist sogar oft unmöglich, sich überhaupt welche zu verschaffen. Kleingeld giebt es gar nicht und die Hova helfen sich durch Zerstückelung des genannten Geldes mit einem Meifsel. So wird das Fünffrankenstück bis in 60 Teilchen zerschnitten und diese hinwiederum werden auf kleinen, eigens dafür bestimmten Wagen nach ihrem Werte abgewogen. Es ist leicht zu begreifen, dafs der Hauptzweck der Sache ist, auf diese Weise zu verhindern, dafs das für den Europäer in dieser Form unbrauchbare Geld aus dem Lande ausgeführt werde, denn die Hova wollen mit Gewalt festhalten, was sie einmal besitzen, und zwingen auf diese Weise die fremden Kaufleute, ihnen das Kleingeld, welches sie nicht ausführen können, für Produkte wieder heraus zu geben. Wie störend diese Umstände für die Entwicklung des Handels sind, ist begreiflich, und es wäre dringend zu wünschen, dafs hierin Abhilfe geschafft würde.

England müfste hierin vorgehen; so lange aber dessen Konsul sein höchst einträgliches Wechselgeschäft, welches er natürlich blofs privatim, oder vielmehr aus Gefälligkeit für seine Nebenmenschen betreibt, nicht aufgiebt, wird wohl daraus nichts werden.

Ein Hemmschuh für alle Kolonisationsbestrebungen ist, wie schon erwähnt, vor allem der Umstand, dafs dieselben von den Hova nur in sehr beschränktem Mafse geduldet werden und der Erwerb von Grundbesitz nicht gestattet ist. Da fehlt es denn natürlich an Mut, unter

solchen Verhältnissen etwas zu beginnen, um so mehr, als andere Länder ja in dieser Beziehung bessere Aussichten bieten. Das Klima, so verderbenbringend es auch ist, trägt weniger die Schuld, denn einerseits würde es durch Urbarmachung des Landes und Regulierung der Flufsläufe gewifs ein gesünderes werden, und anderseits giebt es ja trotzdem auf dieser grofsen Insel Stellen genug, wo die Verhältnisse in dieser Beziehung günstiger sind und wo es sich ohne besondere Gefahr leben läfst.

Madagaskar ist ein Land, das über grofse Hilfsmittel verfügt und dem eine glänzende Zukunft vorbehalten ist. Soll es aber der Kultur und dem Verkehr dauernd erschlossen werden, soll es in dieser Beziehung den Rang einnehmen, der ihm seiner Natur nach gebührt, so mufs vor allen Dingen das unwürdige Possenspiel aufhören, welches zwischen England und Frankreich schon so lange getrieben wird. Es hat davon niemand den Vorteil als die Hova, und doch mufs uns die gesunde Vernunft schon sagen, dafs gerade sie durchaus unfähig sind, Madagaskar einer bessern Zukunft entgegen zu führen. Unter ihrer egoistischen Herrschaft wird dasselbe seiner Bestimmung entzogen, unter ihnen schmachtet die halbe Bevölkerung der Insel in Unglück und Barbarei.

Bietet im übrigen der Charakter der Hova auch Europa gegenüber nur die geringste Bürgschaft dafür, dafs friedlicher Verkehr und freundschaftliche Beziehungen auf die Dauer möglich sein werden? Niemals! Die Hova werden, wie bis jetzt, fortfahren, sämtliche Mächte, welche mit ihnen Verträge geschlossen haben, an der Nase herumzuführen. Während die Konsuln mit den gröfsten Ehrenbezeugungen behandelt werden, während ihnen auf alle mögliche Weise geschmeichelt wird, und ihnen der wahre Sachverhalt unbekannt bleibt, wird der arme Einwanderer, besonders der entfernter wohnende insgeheim gequält und mufs doppelt leiden.

Den Hova aber schwillt unterdessen der Kamm dermafsen, dafs ihr Hochmut keine Grenzen mehr kennt. Warum einigen sich die europäischen Mächte nicht und zwingen dieses freche und machtlose Volk, getretene Bahnen zu wandeln?

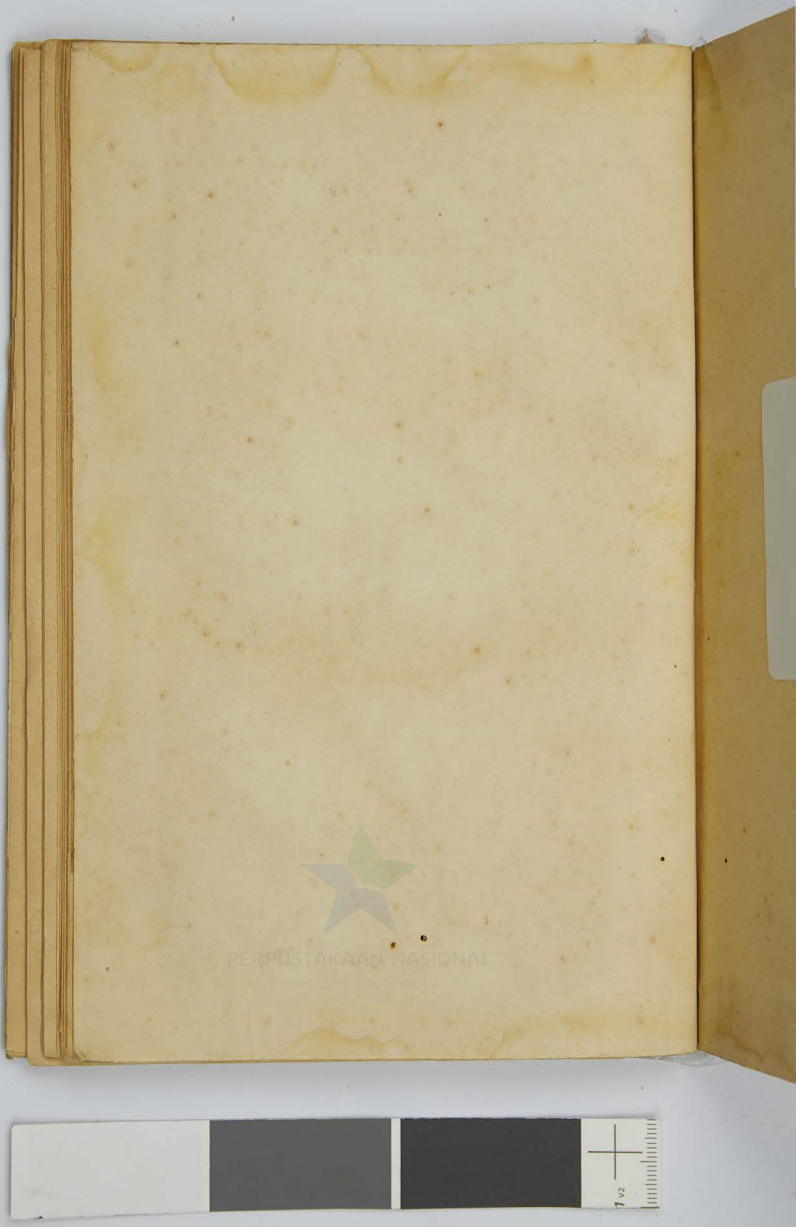
Was zögert man noch immer! Denn das ist denn doch klar, dafs nur eine Sprache im stande sein wird, dasselbe zur Vernunft zu bringen, das ist der Donner europäischer Kanonen.

Fast scheint es, als ob die Klagen der mifshandelten Bürger

Frankreichs endlich in ihrem Heimatlande Gehör gefunden hätten. Frankreichs Flotte sammelt sich um die Königin des indischen Ozeans. Wird dem Hovavolke endlich die verdiente Züchtigung zu teil werden, oder wird sich auch hier wieder England unberufen einmischen? Das sind Fragen, die wir der Zukunft überlassen müssen, doch glaube ich wohl annehmen zu dürfen, dafs England auch bei dem künftigen Schicksale Madagaskars eine hervorragende Rolle spielen wird, denn leichten Kaufs läfst es sicherlich seine schon gefafste Beute nicht fahren. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob Frankreich oder England die meisten Ansprüche auf Madagaskar haben. Frankreich, so scheint es, sucht vermeintliche Rechte zu verteidigen, England aber hat in unsern Augen nur eine Entschuldigung, wenn es seine Hand nach dieser Insel ausstreckt, das ist seine grofse und unübertroffene Kolonisationsfähigkeit. Und doch deucht es uns, als ob beide Nationen besser daran thäten, erst den Schmutz vor der eignen Thür wegzufegen, mit andern Worten sich mehr um die Wohlfahrt ihrer eignen Länder zu kümmern und dort endlich einmal Ordnung zu schaffen, als in fieberhafter, übertriebener Weise nach Vergrösserung ihres Kolonialgebietes zu streben und sich fortgesetzt in Unternehmungen zu verwickeln, deren Ende unübersehbar sein wird.

So viel aber steht trotzdem fest, sei es England, sei es Frankreich, oder sei es eine andere zivilisierte Macht, welche der Hovawirtschaft ein Ende macht, besser wird es für die Insel sein. Denn nur dann wird über Madagaskar die Morgenröte besserer Zeiten hereinbrechen, nur dann ist Hoffnung vorhanden, dafs es bald und ganz seine Auferstehung aus tiefer Barbarei, seine Befreiung von verbrecherischem Despotismus feiert, wenn Gerechtigkeit und Menschlichkeit dort walten werden.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.


PERPUSTAKAAN NASIONAL

PERPUSTAKAAN NASIONAL

